

FREIRAUM

MAGAZIN DES VERBANDS DER STIPENDIATEN UND
ALTSTIPENDIATEN DER FRIEDRICH-NAUMANN-STIFTUNG
FÜR DIE FREIHEIT (VSA)

HOME IS
WHERE
THE HEART
IS



**SVENJA
BLÖMEKE**

Vorstandssprecherin des VSA
s.bloemeke@vsa-freiheit.org

Liebe Mitglieder,

beim Verfassen des Vorworts zu dieser Ausgabe unter dem Leitthema „Home is Where the Heart is“ blicke ich in ein Schneegestöber vor meinem Fenster – und nehme den Titel ganz wörtlich. Vor fast sechs Jahren habe ich mich entschieden, aus dem Ruhrgebiet mitten in die Berge zu ziehen. Ursprünglich sollten es aus beruflichen Gründen nur zwei Jahre sein, doch inzwischen ist daraus ein echtes Gefühl der Heimatliebe gewachsen: mit Freundschaften, Erinnerungen und Orten, die mich zur Ruhe kommen lassen.

Die Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe widmen sich Themen, die unser Herz berühren und uns reflektieren lassen: Was bedeutet Heimat – für uns persönlich, für unser Umfeld, für die Gesellschaft? Welche Rolle spielen Gefühle, Liebe und Beziehungen in unserem Alltag und unserem politischen Verständnis?

Wie immer waren der Kreativität keine Grenzen gesetzt. So finden sich Beiträge zu Selbstliebe, Glück und regionalem Konsum ebenso wie ein Ausflug in das Denken von Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir.

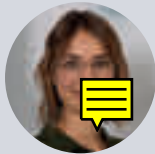
Besonders hervorzuheben ist eine Hommage an die Theodor Heuss Akademie, die Ende 2025 leider ihre Türen schließen musste. Die inspirierenden Veranstaltungen rund um liberale Themen, die mehr als besondere Atmosphäre als Raum für Ideen und Diskurs sollen noch einmal aufleben.

Ich danke der Chefredaktion, allen Autor:innen und Beteiligten dafür, dass diese wunderbare Ausgabe unseres Magazins entstehen konnte.

Viel Freude beim Lesen, Nachdenken und Diskutieren!

Svenja

VSA



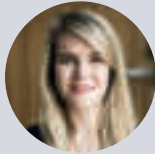
CLAUDIA ZELLER

Schatzmeisterin • c.zeller@vsa-freiheit.org



KONSTANTIN REDEKER

Vorstandsmitglied • k.redeker@vsa-freiheit.org



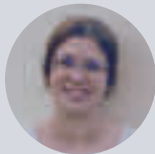
ALICE SCHMIDT

Vorstandsmitglied • a.schmidt@vsa-freiheit.org



DILARA WIEMANN

Vorstandsmitglied • d.wiemann@vsa-freiheit.org



MARIE THERES CAROLUS

Vorstandsmitglied • mt.carolus@vsa-freiheit.org



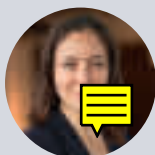
JULIANE HILLE-KAATZ

Vorstandsmitglied • j.hille-kaatz@vsa-freiheit.org



SIBYLLA ELSING

Vorstandsmitglied • s.elsing@vsa-freiheit.org



ARZU DAGCI

Geschäftsführerin • a.dagci@vsa-freiheit.org

Partnerschaft basiert auf Vertrauen.

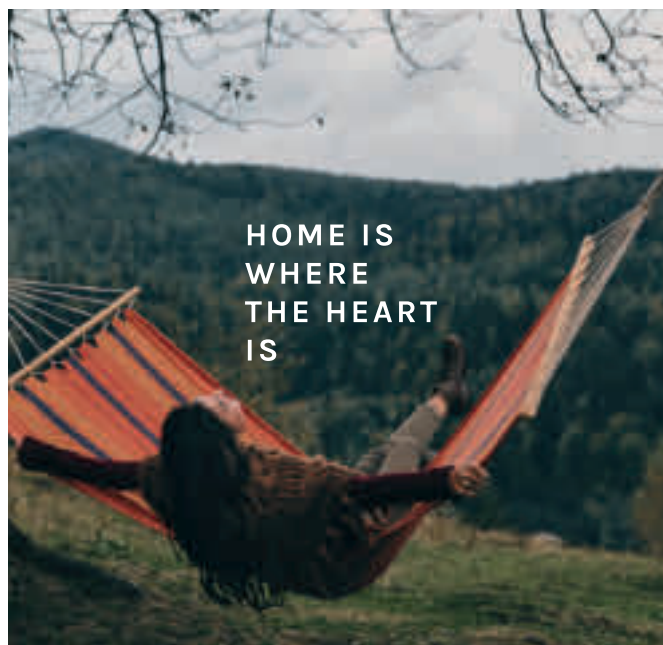
#Galaxy Mittelstand #Recruiting #Individual Career Options
#Top Ranking #Top Team



Inhalt

SCHWERPUNKT

- 10 TANJA MÖRSTEDT**
Selbstliebe?
Vielleicht brauchen wir etwas anderes...
- 12 DOROTHEA MEYER**
Heimat im Einkaufskorb – gut fürs Gefühl,
gut für die Umwelt?
- 14 MADLEEN ALBRECHT**
Was uns berührt –
Über Selbstliebe, Nächstenliebe und die Sprache
der Materialien
- 16 ANNA-MARIA REIN**
Was wir von Sartre und Beauvoir
über die Liebe lernen können
- 18 MARLENE DIETRICH**
Alice Weidel hat Unrecht
- 21 PROF. DR. WERNER BRUNS**
Die New Society – Ein Gesellschaftsentwurf
für die digitale Moderne



INTERVIEW

von MIRELLA KLEINDIENST

- 34 TOBIAS ESCH**
Glück gehabt! Aber was ist das eigentlich?



THA ABSCHIED

- 34 EURE EINPRÄGSAMSTEN
MOMENTE IN DER THA**
- 42 DR. MARC BAUER**
Abschied vom Zauberberg

FREI HERAUS

- 44 SVEN SCHÜTT**
Mehr Mut zur Freiheit
Was ich von meinen Schülern über Glück
gelernt habe

PORTRAIT

von NATALIE PFAFF

- 28 LORENZ DEUTSCH**
Hier in Gummersbach auf dem Hügel hat
die ganze Welt politisch diskutiert.

FREI IM BILDE

- 46 BASUNDHARA MAJI**
Valley of the Heart
- 48 FATMA ECE SEZER**
Fantasie des Lichts

STIP LEBEN

- 50 ANNA VAN DER MEIJ**
Das Finale auf dem Zauberberg
Seminar „Adipositas – Die Epidemie
der Wohlstandsgesellschaft?“

KOLUMNE

- 54 PETER BIEG**
Danke, Annabel

FORSCHUNG

- 56 LENA BEETZ**
Gender und Orientalismus –
Edward Saids Orientalismus im Spiegel heutiger
postkolonialer und feministischer Forschung.

LIBERALE MEDIENAKADEMIE

- 59 DR. KATJA HARTMANN**
Die Liberale Medienakademie auf neuen Wegen
- 61 CLARA ISABELL SOEFFNER**
Mittlerweile weiß ich, dass die Mentalität
das Problem ist – und nicht ich
Ein Gespräch mit Ghazaleh Madani,
Gründerin des Biotech-Startups CanChip
- 64 KAY LEHNERT**
Der Mensch ist Open Source:
Wie wir ständig unseren Quelltext verändern

DEIN ARTIKEL IM FREIRAUM

Der Freiraum ist Plattform für deine Artikel, Fotos, Gedichte, Medienempfehlungen und so vieles mehr! Jeder ist willkommen, egal mit welcher Erfahrung. Deine Beiträge kannst du ganz unkompliziert einreichen – erfahre mehr im Extranet, auf Slack oder unter www.vsa-freiheit.org/freiraum. Fragen? Schreibe uns gern jederzeit eine Mail an: chefredaktion@freiraum.vsa-freiheit.org.

Der Einsendeschluss für die nächste Ausgabe ist der 31. Januar 2026

NÄCHSTE AUSGABE #89

GESUNDHEIT

Gesundheitsversorgung auf dem Land •
Gesundheitstrends (Abnehmmedikamente, Skinnytok, etc.)
und Gesundheitsbildung • Sport & Ernährung • Homöopathie
Pflege & Schwerbehinderung • Krankenkasse/Versicherung
& Finanzierung • Medizinforschung (Endometriose, Krebs,
Bias durch Forschung an Männern, etc.) • Gendermedizin •
Verhütung & Geburt • Vergleich Gesundheitssysteme •
Mental Health

VIELEN DANK AN UNSERE ZWEITKORREKTUR

Mika Schlegel (Organisation), Gesine Domröse, David Lucas,
Sophie-Marie Hornburg, Marlene Dietrich, Dorothea Meyer,
Frida Maecker, Amelie Gessler, Vera von Kopylow, Lilli Klein



Anthea Wendland

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

was bedeutet es eigentlich, anzukommen? Ein Zuhause zu haben – sei es ein Ort, eine Gemeinschaft, ein Mensch oder vielleicht sogar man selbst? In der 88. Ausgabe des Freiraums wollen mit euch Heimat erkunden, und erfahren wo und wie wir Liebe, Nähe und Geborgenheit herausfinden, und was uns das Gefühl gibt, dazuzugehören. Darüber hinaus freuen wir uns über die Beiträge der vergangenen Liberalen Medienakademie und Einblicke in das neue Konzept der journalistischen Ausbildung für Stipendiat:innen. Beides findet ihr ab Seite 59.

In dieser Ausgabe werdet ihr ein Sonderressort vorfinden: Da dies das letzte Heft vor der Schließung der Theodor-Heuss-Akademie ist, werden wir einige Seiten euren schönsten, kuriosesten und einprägsamsten Erlebnissen in der THA widmen. Wir freuen uns, dass uns über nahezu alle Stip-Jahrgänge hinweg so viele Fotos und Anekdoten erreicht haben – vielen Dank für eure zahlreichen Einsendungen! Wir hoffen, dass dieser Freiraum euch hilft, den Zauberberg noch lange Zeit in Erinnerung zu halten.

Vielen von uns fällt es aus verschiedenen Gründen schwer, Verständnis für diese Entscheidung aufzubringen. Ich erlaube mir an dieser Stelle ein paar persönliche Worte: Lasst uns trotz dieser großen Veränderung zuversichtlich bleiben. Lasst das Unverständnis, den Frust und die Verzweiflung nicht unseren Gestaltungswillen übertönen. Das Kapitel "Zauberberg" abschließen zu müssen, bedeutet auch, ein neues Kapitel schreiben zu können. Uns Liberale macht aus, dass wir aus den ungünstigsten Gegebenheiten das Beste machen können.

Home is where the heart is. Unser Herz einem neuen Ort zu widmen, einen neuen Ort ins Herz zu schließen – diese Ver-

antwortung tragen wir alle. Für die stipendiatische Kultur bedeutet das nicht nur Trittbrettfahrer zu sein, sondern mitzumachen; eine Community aufzubauen – auch wenn's vielleicht heißt, in den Anfängen zu zweit in der WG-Küche zu sitzen, statt Aperol Spritz schlürfend im Tagungszentrum. Wir können alle dazu beitragen, einander und neue Menschen für die Idee der Freiheit zu begeistern.

Zuletzt habe ich einige Neuigkeiten aus der Redaktion für euch: Meine Co-Chefredakteurin Hanna hat im August ihr Master-Studium im Innovation Design Management abgeschlossen und verlässt im Zuge dessen das Team des Freiraums. Wir wünschen Dir alles Gute, liebe Hanna! Und wenn Du, liebe:r Leser:in, dir vorstellen kannst, in Hannas Fußstapfen zu treten, melde dich bei mir! Neu im Team dabei ist auch Basundhara Maji, die von Milena Radatz die Leitung des Ressorts Stipendiat:innenleben übernimmt, sowie Johanna Ebel, die uns als redaktionelles Mitglied in diversen Aufgaben unterstützt.

In diesem Sinne: Veränderung ist Chance. Viel Spaß beim Lesen!

Eure Chefredakteurin

Thea

BAMBERG

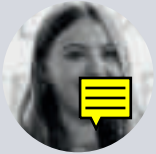


„Wherever traces of justice linger, and love breathes through the world, the heart feels bound to home, in the hope for a better world, with the courage to stand for truth.“

Unbekannt

BASUNDHARA MAJI, Ressort Stipendiat:innenleben

BERLIN

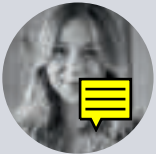


„Je gleicher und ähnlicher die Bürger einander werden, desto geringer wird die Neigung eines jeden, blind einem bestimmten Menschen oder einer bestimmten Klasse zu glauben. Die Neigung, der Masse zu glauben, wächst, und am Ende ist es die öffentliche Meinung, die die Menschen führt.“

Alexis de Tocqueville

ANTHEA WENDLAND, Chefredakteurin

BERLIN



„Ich hab' keine Heimat, ich hab' nur dich. Du bist zuhause für immer und mich.“

AnnenMayKantereit

FRANCISKA BUTH, Creative Development

DRESDEN

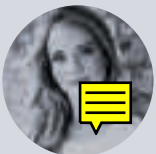


„Ubi libertas, ibi patria.“

Cicero

TIM LEMPFER, Ressort Forschung

FRANKFURT AM MAIN



„Erst die Fremde lehrt uns, die Heimat zu lieben.“

Theodor Fontane

SIBYLLA ELSING, Organisation Endkorrektur

LEIPZIG

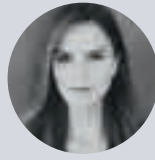


„Vielleicht ist Heimat einfach dort, wo man aufhört zu suchen.“

Rainer Maria Rilke

MIKA SCHLEGEL, Zweitkorrektur

MÜNCHEN



„Ein schönes Herz hat bald sich heimgefunden, / es schafft sich selbst, still wirkend, seine Welt.“

Friedrich Schiller

MIRELLA KLEINDIENST, Ressort Interview

OSNABRÜCK



„Jedes Mal, wenn wir nicht sagen, was wir sagen wollen, sterben wir.“

Yoko Ono

LEV TARASYUK, Ressort Schwerpunkt

TÜBINGEN



„Heimat: was allen in die Kindheit scheint, und worin noch niemand war.“

Ernst Bloch

NATALIE PAFF, Ressort Portrait

TÜBINGEN

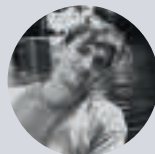


„Heimat ist nicht da oder dort. Heimat ist in dir innen, oder nirgends.“

Hermann Hesse

PIA MUMMENTHALER, Ressort Schwerpunkt

ZÜRICH



„Sag, was du sagen musst – auch wenn deine Stimme zittert.“

Maggie Kuhn

NOEL LIPPOLD, Rezensionen & Frei heraus

Die Redaktion

Selbstliebe?

Vielleicht brauchen wir etwas anderes...

— TANJA MÖRSTEDT

„Wenn ich dich darum bitten würde, alle Dinge aufzuschreiben, die du liebst, wie lange würde es dauern, bis du deinen eigenen Namen nennst?“ Dieses Zitat habe ich vor kurzem in einem bewegendem Video zum Thema Selbstliebe gelesen. Darunter: Über hundert Kommentare von Menschen, die offensichtlich Schwierigkeiten haben, dieses Konzept in ihr eigenes Leben zu integrieren. Und tatsächlich, glauben wir nicht alle irgendwie, dass Menschen, die sich selbst lieben, automatisch egoistisch sind? Eingebildet? Überheblich?

Wir leben in einer Fehlerkultur. Schon früh lernen wir, dass unsere Fehler bestraft werden – nicht nur die Handlung, sondern wir selbst. Also strengen wir uns an, perfekt zu sein. Wir arbeiten an Schwächen oder verbergen sie. Wir reden uns klein, weil man das eben so macht. Und wir werden zu unseren größten Kritikern. Wie also sollen wir Selbstliebe predigen, wenn sie für viele so weit entfernt von der Realität scheint?

Vielleicht geht es gar nicht um Selbstliebe. Vielleicht brauchen wir eher Selbstmitgefühl – eine positive, gesunde Haltung uns selbst gegenüber. Besonders dann, wenn wir leiden, versagen oder uns unzulänglich fühlen. Positiv und gesund, das sind hier die Schlüsselwörter. Denn Selbstmitgefühl bedeutet nicht, sich über andere zu erheben oder Vergleiche zu ziehen. Es hat keinen Bezug zu Narzissmus oder Ego-Abwehr. Statt-

dessen beruht es auf drei Kernkomponenten: Selbstfreundlichkeit, gemeinsame Menschlichkeit und Achtsamkeit.

Selbstfreundlichkeit heißt, mit sich selbst so sanft umzugehen wie mit einem guten Freund. Fehler nicht mit harten Urteilen, sondern mit Trost zu beantworten. „Das war ein Fehler, aber ich bin deswegen kein schlechter Mensch“ – Sätze wie dieser bringen es auf den Punkt.

Die gemeinsame Menschlichkeit erinnert uns daran, dass Unvollkommenheit Teil des Menschseins ist. Jeder Mensch macht Fehler. Niemand ist unfehlbar. Warum also solltest gerade du die Ausnahme sein?

Und schließlich die Achtsamkeit: Fehler und die damit verbundenen Gefühle wahrzunehmen, ohne sich von ihnen mitreißen zu lassen. Sie nicht mit der eigenen Identität zu verwechseln, sondern als Ereignis zu betrachten, das zum Leben dazugehört.

Studien belegen: Menschen mit höherem Selbstmitgefühl berichten von größerer Lebenszufriedenheit, mehr Optimismus und Glück – und zugleich von weniger Angst, Stress, Depression und Grübeln. Sie sind ehrlicher zu sich selbst, gestehen Fehler leichter ein und verändern sich aus dem Wunsch nach Wohlbefinden, nicht aus Angst vor Verurteilung.

Natürlich: Selbstmitgefühl entsteht nicht von heute auf morgen. Unsere negativen Denkmuster sind tief eingepägt. Aber schon ein kleiner Schritt kann viel bewirken. Deshalb meine Einladung: Wenn du dich das nächste Mal selbst kleinredest oder abwertest, halte einen Moment inne. Frag dich: „Würde ich so auch mit einem guten Freund sprechen?“ Mir selbst fällt dieser Gedanke besonders beim Sport auf. Gerade in Zeiten, in denen gefühlt jeder plötzlich einen Marathon läuft, passiert es auch mir zeitweise, dass ich mich über einen verpassten Lauf oder eine langsamere Zeit ärgere. Früher habe ich mich dafür innerlich richtig beschimpft. Heute versuche ich, mir zu sagen: „Nicht jeder Lauf ist dazu da, Höchstleistungen zu erbringen. Das ist kein Scheitern, sondern ein Teil des Prozesses.“

Fehler passieren. Wir können daran arbeiten, sie zu vermeiden, doch niemals werden wir alle ausschließen. Und das ist in Ordnung. Es gehört zum Leben dazu. Entscheidend ist nicht, dass wir fehlerfrei sind, sondern wie wir mit uns selbst umgehen, wenn wir es nicht sind. Denn am Ende liegt genau darin die Kraft: nicht in der Illusion der Perfektion, sondern im Mut, uns selbst mit Mitgefühl zu begegnen – immer dann, wenn wir es am meisten brauchen.



Tanja Mörstedt

studiert Work and Organisational Psychology an der Maastricht University.
Sie ist seit Mai 2022 in der Grundförderung der FNF.
tanja.moerstedt@icloud.com

Heimat im Einkaufskorb – gut fürs Gefühl, gut für die Umwelt?

Warum wir „heimisch“ nicht mit „umweltfreundlich“ verwechseln sollten – und was das für globale Nachhaltigkeit bedeutet

— DOROTHEA MEYER



Als ich vor einiger Zeit im Freiraum mein Promotionsthema vorstellte, stand die Auswertung meiner Ergebnisse noch aus. Ich wollte wissen, wie Menschen die Umweltfreundlichkeit von Lebensmitteln unterschiedlicher Herkunft wahrnehmen – und ob unser Gefühl für das „Richtige“ dabei manchmal mit den Fakten kollidiert. In welcher Ausgabe könnte ich meine aktuellen Ergebnisse nun besser vorstellen als in „Home is where your heart is“ – ein Motto, das so gut zu meinem Forschungsthema passt.

Meine Ergebnisse sind eindeutig: Heimische Produkte werden immer als umweltfreundlicher eingeschätzt – selbst dann, wenn importierte Alternativen in ihrer Umweltbilanz objektiv besser abschneiden. Insgesamt zeigte sich ein durchgängiges Muster: Je weiter ein Produkt transportiert wurde, desto weniger umweltfreundlich wurde es eingeschätzt – unabhängig davon, wie es tatsächlich erzeugt wurde.

Paprika sind dafür ein gutes Beispiel. Während sie in Spanien meist unter freiem Himmel oder in unbeheizten Gewächshäusern wachsen, müssen deutsche Paprika häufig beheizt werden. Dieser Energieaufwand übersteigt laut Studien den des Transportes oft um ein Vielfaches. Dennoch gelten sie in der Wahrnehmung vieler als „besser für die Umwelt“.

Deutsche Äpfel hingegen haben im September, dem Zeitpunkt meiner Umfrage, gegenüber italienischen oder chilenischen in der Regel ökologische Vorteile, da wir in Deutschland Gunststandorte haben. Diese Unterschiede sind aber nicht sehr groß. Meine Daten zeigen, dass der Heimvorteil

stark überschätzt wird. Ein sehr umweltfreundliches Produkt wird durch den Transport aus Italien nicht zu einem umweltschädlichen, und auch nicht durch den aus Chile. Das aber vermuten viele Verbraucherinnen und Verbraucher.

Beim Rindfleisch – der dritten Produktgruppe meiner Studie – sind die Unterschiede zwischen den Herkunftsländern geringer. Die Befragten differenzieren: Es geht nicht nur um den Transport, sondern auch um die Produktionsweise. Bei einem ohnehin emissionsintensiven Produkt fällt die Entfernung weniger ins Gewicht. Gleichzeitig gilt argentinisches Rindfleisch vielen Menschen als besonders hochwertig. Es ist gut möglich, dass diese Wahrnehmung auch ihre Umweltbewertung beeinflusst. Ganz rational sind unsere Urteile eben selten.

Diese Verzerrungen sind keineswegs böser Wille. Meine Daten zeigen: Je umweltbewusster sich jemand selbst einschätzt, desto stärker befürwortet er eine hohe Selbstversorgung und lehnt Importe ab. Das Umweltbewusstsein wirkt also wie eine emotionale Linse: Es verstärkt die Tendenz, Heimat mit Umweltfreundlichkeit gleichzusetzen, auch wenn dieser Zusammenhang objektiv nicht immer besteht.

Doch Umweltfreundlichkeit hängt nicht an Landesgrenzen. Sie entsteht durch Produktionsweisen, Energieeinsatz, Transport, Bodenqualität, klimatische Vorteile und vieles mehr. Wie etwas hergestellt wird, ist entscheidender als woher es kommt.

Selbstversorgung ist nicht automatisch nachhaltiger

In der öffentlichen Debatte klingt Selbstversorgung oft wie das Ideal ökologischer Vernunft: kurze Wege, Unabhängigkeit, Sicherheit. Doch der Gedanke hat Tücken.

Würden alle Länder versuchen, ihre Ernährung vollständig im Inland sicherzustellen, müssten viele Regionen Produkte anbauen, für die ihre Böden oder klimatischen Bedingungen gar nicht geeignet sind. Das würde zusätzliche Flächen beanspruchen, Erträge verringern und die Umweltbelastung erhöhen.

Heimisch ist also nicht automatisch umweltfreundlich. Entscheidend sind Produktionsweise, Ertrag, Lagerung und Energieeinsatz. Transport wird in der Debatte häufig überschätzt: Global macht er im Durchschnitt zwar ein Fünftel der klimarelevanten Emissionen im Lebensmittelsystem aus, vor allem bei Obst und Gemüse. Im Gesamtblick mit anderen Umwelteinwirkungen – etwa Boden-, Wasser- oder Ressourcennutzung – spielt er jedoch meist eine deutlich kleinere Rolle. Zugleich bleibt bei vielen Produkten die Produktion der größere Hebel. Ein effizient erzeugtes Importprodukt kann ökologisch besser sein als ein ineffizient erzeugtes, heimisches Produkt.

Modellierungen zeigen außerdem, dass selbst gut gemeinte Strategien – etwa die komplette Umstellung auf Ökolandbau oder regionale Produktion – die globalen Emissionen erhöhen können, wenn dadurch Erträge sinken und mehr importiert werden muss. Nachhaltigkeit ist also kein nationales Projekt, sondern eine Frage effizienter, standortgerechter Produktion, unabhängig von Grenzen.

Eine verstärkt nationale Ausrichtung unserer Ernährung hat globale Folgen. Wenn wohlhabende Länder Importe reduzieren und ineffizienter mit ihren Flächen umgehen, steigen die Weltmarktpreise für Nahrungsmittel. Gerade in ärmeren, importabhängigen Ländern kann das die Ernährungssicherheit gefährden. Menschen, die ohnehin einen großen Teil ihres Einkommens für Lebensmittel ausgeben, werden besonders hart getroffen. So kann der Wunsch nach lokaler Kontrolle unbeabsichtigt globale Ungleichheiten verschärfen und letztlich jenen schaden, die am stärksten unter Umwelt- und Klimafolgen leiden. Zudem lassen sich einige Produkte wie Bananen, Ananas oder Kaffee hierzulande schlicht nicht vergleichbar umweltfreundlich produzieren. Versuche, sie künstlich zu kultivieren, wären energieintensiv und ökologisch kontraproduktiv.

Wenn Politik sich selbst im Weg steht

Gleichzeitig beklagen viele Landwirte zu Recht: Dort, wo die Bedingungen für heimische Produktion eigentlich gut wären – wie beim Apfel, aber auch bei manchem Gemüse und bei Getreide – erschweren politische Auflagen die Produktion und senken so den Selbstversorgungsgrad. Wir überfordern unsere Landwirtschaft dort, wo sie standortbedingt effizient ist, und verklären Regionalität dort, wo sie ökologisch gar nicht sinnvoll ist.

Wenn Verbraucherinnen und Verbraucher umweltfreundliche Varianten besser erkennen können, können sie einen Unterschied machen. Wer bewusst umweltfreundlich wählt, stärkt im besten Fall eine Landwirtschaft, die unter fairen und effizienten Bedingungen dort wirtschaftet, wo sie es am nachhaltigsten kann. Dafür braucht es weniger irreführende Nachhaltigkeitsversprechen und mehr richtige Informationen. Das müssen nicht zwingend Umwelt- oder Nachhaltigkeitslabel sein; ein stärkeres Bewusstsein für ökologische Zusammenhänge kann auch durch bessere Ernährungsbildung und klarere Kommunikation der beteiligten Stakeholder erreicht werden.

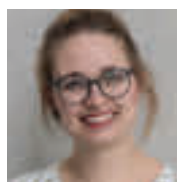
Meine Forschung zeigt, dass die Wahrnehmung der Umweltfreundlichkeit eng mit Herkunftsangaben, Werten und Emotionen verknüpft ist. Begriffe wie „regional“, „heimisch“ oder „aus der Region“ schaffen Vertrauen und Orientierung, aber sie können auch täuschen. In meinen Daten zeigte sich, dass der Protektionismus, den wir an den Tag legen, teils stärker von Einstellungen zum Selbstversorgungsgrad und einer allgemeinen Heimatvorliebe, als von der objektiven Umweltleistung eines Produkts beeinflusst wird.

Das ist nicht verwerflich: Wer die lokale Wirtschaft stärken und Landwirte unterstützen will, hat dafür gute Gründe. Nur sollte man es nicht pauschal mit Umweltvorteilen begründen.

Denn so entsteht, was ich als „ethnozentrischen Umweltglauben“ beschreibe: ein Denken, das gute Absichten mit falschen Begründungen vermischt. Und das kann, wie gezeigt, unbeabsichtigte Folgen haben. Heimat ist eben kein Synonym für Umweltfreundlichkeit – auch wenn das Herz noch so sehr für die Heimat schlägt.

Erste Veröffentlichung zum Thema:

Meyer, D. et al. Perceived environmental impact of food: Upgrading of domestic products and downgrading of imported products. Food Quality and Preferences (2025). DOI: 10.1016/j.foodqual.2025.105718



Dorothea Meyer

promoviert im Bereich Agrarwissenschaften zum Thema „Wahrnehmung der Umweltauswirkungen von heimischen und importierten Lebensmitteln“ an der Georg-August-Universität Göttingen. Sie ist seit Januar 2024 in der Promotionsförderung der FNF.

dorothea.meyer@aol.de

Was uns berührt –

Über Selbstliebe, Nächstenliebe und die Sprache der Materialien

— MADLEEN ALBRECHT

Von der weichen Umarmung eines Pullovers bis zum Duft des Schals unserer Großmutter: Stoffe erzählen Geschichten. Sie speichern Erinnerungen, schenken Geborgenheit – und sind zugleich stille Zeugen unserer Haltung zur Welt. Wie wir Materialien wählen, zeigt, wie wir mit uns selbst und unserer Umwelt umgehen.

Ein T-Shirt, das nach einem geliebten Menschen riecht. Ein Kuscheltier aus Kindertagen, schon leicht abgegriffen. Der Schal, den die Großmutter einst trug, fest eingewickelt im Winter, noch heute duftend nach ihrem Parfum.

Was uns berührt, bleibt. Nicht nur im Herzen, sondern auch auf der Haut. Materialien sind mehr als bloße Dinge. Sie sind Begleiter durchs Leben, halten Erinnerungen fest, umarmen uns in Momenten der Einsamkeit oder Kälte. Sie trösten, verbinden, erzählen Geschichten, ganz leise, ohne Worte.

In einer Zeit, in der immer mehr in Bewegung ist, suchen viele Menschen nach Beständigkeit. Und oft beginnt diese im Kleinen: in der bewussten Wahl dessen, was uns ganz nah kommt – Textilien.

Die Haut erinnert sich

Unsere Beziehung zu Stoffen ist zutiefst körperlich. Wir kuscheln uns in Decken, streifen uns weiche Kleidung über, legen uns auf Laken, die nach Zuhause duften. Die Materialien,

die unsere Haut berühren, beeinflussen auch unser inneres Empfinden: Sicherheit, Geborgenheit, Entspannung.

Ein weiches Baumwollshirt kann wie eine Umarmung wirken, Leinen im Sommer wie eine kühle Brise. Wolle wärmt nicht nur den Körper, sondern auch das Gefühl, gut versorgt zu sein. Selbstliebe beginnt also nicht selten bei genau diesen kleinen Entscheidungen: Was lasse ich an meine Haut? Was schenkt mir Wohlfühl?

Materialwahl als Akt der Achtsamkeit

Doch bei aller Zärtlichkeit dürfen wir die Schattenseiten moderner Textilien nicht ausblenden. Viele Kleidungsstücke bestehen heute aus synthetischen Fasern wie Polyester, Acryl oder Elasthan – gefertigt aus Erdöl, chemisch behandelt, leicht entflammbar, oft schwer biologisch abbaubar. Beim Waschen lösen sich winzige Partikel, sogenanntes Mikroplastik, das über das Abwasser in Flüsse, Meere und am Ende wieder zurück in unsere Körper gelangt. Was wir unserer Haut anvertrauen, hat also weitreichende Konsequenzen. Für uns selbst – und für alles, was lebt. Selbstliebe bedeutet heute auch die Auswirkungen des eigenen Konsums zu erkennen. Wer sich achtsam behandelt, behandelt oft auch die Umwelt achtsamer.

Zwischen Konsum und Fürsorge: Die politische Dimension der Stoffe

Materialien sind nie neutral. Sie sind politisch. Ein günstiger Fleecepullover mag sich angenehm anfühlen, doch was steckt dahinter? Lange Transportwege, prekäre Arbeitsbedingungen, massive Umweltbelastung. Anders ein Schal aus europäischem Bio-Leinen: lokal produziert, umweltfreundlich angebaut, sozial fair verarbeitet. Hier wird Stoff zur Haltung. Jede bewusste Wahl wird zum Ausdruck einer ethischen Beziehung zur Welt. In der Textilwahl zeigt sich unsere Nächstenliebe: Gegenüber denen, die die Kleidung herstellen. Gegenüber dem Planeten. Gegenüber kommenden Generationen.

Textilien als gelebte Ethik

Selbstliebe und Nächstenliebe sind keine Gegensätze. Im Gegenteil, sie greifen ineinander. Wer sich selbst Gutes tut, will auch nicht, dass andere dafür leiden. Wer die eigene Haut schützt, will auch nicht, dass Mikroplastik in Flüsse, Meere und Organismen gelangt. Die bewusste Wahl von Materialien ist ein stiller, aber kraftvoller Akt. Sie sagt: Ich kümmere mich – um mich und um das, was mich umgibt. In dieser Zärtlichkeit liegt ein radikaler Gedanke: dass Liebe, Verantwortung und Schönheit zusammengehören.

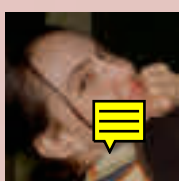
Die Stoffe unserer Erinnerung

Unsere Haut vergisst nichts. Sie erinnert sich an Berührungen, an Gerüche, an das Gefühl von Wärme. Und manchmal auch daran, wie wir die Welt behandeln – und wie sie uns. Was wäre, wenn wir Materialien künftig nicht nur nach Mode, Preis oder Funktion wählen würden, sondern nach ihrer Geschichte, Herkunft, Wirkung? Was, wenn Stoffe wieder zu Trägern von Fürsorge werden – für Körper, Geist und Erde?

Denn was wir auf der Haut tragen, trägt auch uns.

Und manchmal beginnt Weltveränderung ganz sanft, mit einem Schal.

Das Textil aus der unscheinbaren Porree Pflanze, des „Leek Lines“ Projektes, verkörpert einen unmittelbaren Naturbezug und fügt sich nahtlos in einen ökologisch geschlossenen Materialkreislauf ein. Das Ziel ist auch, über das Textil ein Bewusstsein für die Zusammenhänge zu erzeugen und so kritisch auf die Wegwerfkultur hinzuweisen. (Projekt von mir)



Madleen Albrecht

studierte im Master Textil- und Materialdesign an der Weißensee Kunsthochschule Berlin. Sie ist Altstipendiatin der FNF.
madleen.albrecht@stud.kh-berlin.de

Was wir von **Sartre** und **Beauvoir** über die Liebe lernen können

— ANNA-MARIA REIN



Das erste Mal so richtig verliebt war ich mit fünfzehn.

Damals wusste ich nicht, dass er schwul war.

Ich gestand ihm – offensichtlich erfolglos – meine damals noch recht jugendlichen Gefühle.

Ein paar Monate später, nach emblematischem Liebeskummer meinerseits, wurden wir die besten Freunde.

In den Jahren darauf teilten wir alles. Wir telefonierten mehrmals täglich, trafen uns, diskutierten, stritten, lachten, schwiegen.

Wir sprachen über alles – außer über das, was zwischen uns stand.

Drei Jahre später hatte ich etwas mit einem gemeinsamen Freund. Seine Eifersucht und Enttäuschung verblüfften mich – scheinbar war ja zwischen uns seit damals alles geklärt gewesen. Als er sich daraufhin outete, brach für mich zum zweiten Mal eine Welt zusammen – eine, von der ich gar nicht wusste, dass sie überhaupt noch existierte.

Ich verstand nicht, dass auch er auf eine Art um mich zu trauern schien.

Offenbar gab es zwischen uns eine Form von Liebe, die nicht in die Kategorie Disney-Romantik passte. Die Monate danach waren geprägt von dem Versuch, das Vakuum zu füllen, in dem unsere Beziehung plötzlich eine Definition zu brauchen schien.

Der Begriff „beste Freunde“ klang in unseren Ohren fast zynisch. Im Scherz nannten wir unsere Verbindung eine platonische Ehe.

Unsere körperliche Beziehung war ebenfalls weder rein freundschaftlicher noch wirklich erotischer Natur. Das, was wir manchmal aus Vertrautheit miteinander teilten, nannten wir freundschaftlichen Sex. Auch während langjähriger Beziehungen mit anderen Menschen – für mich mit Männern und Frauen, für ihn mit Männern – sind wir die erste Anlaufstelle füreinander geblieben. Mit der Zeit begriff ich, dass mein Liebesleben so niemals in ein heteronormatives, monogames Konstrukt passen würde. Ich kannte niemanden, der auch nur im Entferntesten in einer ähnlichen Situation war. Wahrscheinlich war genau das der Grund, weshalb ich mich in die Beziehungsgeschichte zwischen den beiden Philosophen Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir verliebte.

Sartre und Beauvoir lernten sich 1929 als junge Philosophie-studierende an der Sorbonne in Paris kennen. Sie gelten als Begründer des französischen Existenzialismus – einer Philosophie, die davon ausgeht, dass der Mensch kein festgelegtes Wesen ist, sondern sich erst durch seine Handlungen und Entscheidungen selbst erschafft.

„Der Mensch ist zur Freiheit verurteilt“, schrieb Sartre – zur Freiheit, aber auch zur Verantwortung, die sie mit sich

bringt. Im Klartext hieß das für die Beiden: Liebe konnte nur dort wahrhaftig sein, wo sie die Freiheit des Anderen nicht beschneidet.

Ihre Beziehung war deshalb mehr als eine Liebesgeschichte – sie war ein Experiment auf Lebenszeit. Als atheistische Existenzialisten sahen sie die Ehe als ein engegendes gesellschaftliches Konstrukt, nicht als Notwendigkeit. Stattdessen schlossen sie einen „Pakt des Lebens“. Die einzige Regel war, sich alles zu erzählen und niemals den Austausch miteinander zu verlieren – ungeachtet der Brutalität, die radikale Ehrlichkeit mit sich bringt.

Sie verweigerten von Anfang an die Monogamie und erlaubten sich gegenseitig parallele Liebesbeziehungen. Aufgrund von Beauvoirs Bisexualität teilten sie sogar einige ihrer Liebhaberinnen. Sie schrieben sich unaufhörlich, inspirierten sich gegenseitig und beschrieben ihre Verbindung als „osmotisch“. Ein Leben lang blieben sie einander nah – obwohl sie nie zusammenlebten, wurden sie schließlich nebeneinander auf dem Friedhof von Montparnasse begraben. Partner fürs Leben, aber keine Besitzenden.

Während viele in der 68er-Generation ihrer Beziehung nacheiferten, im Versuch, den bürgerlichen Konventionen zu entfliehen, scheint meine Generation heute wieder zu klar definierten, monogamen Rollenbildern zurückzukehren.

Es wäre anmaßend, meine Erfahrungen mit denen von Sartre und Beauvoir zu vergleichen. Und doch finde ich in ihren Widersprüchen etwas wieder, das mir vertraut ist. In Beauvoirs Augen war wahre Liebe nicht Besitz, sondern Erkenntnis – dass man den Anderen liebt, weil er frei ist, nicht trotzdem. Sartre sah in der Liebe den Versuch, zwei Freiheiten zu vereinen, ohne sie zu zerstören – einen Versuch, der fast immer scheitert. Wir wollen den anderen besitzen, ohne ihn zu verlieren, und verlieren ihn gerade dadurch.

Ich würde lügen, wenn ich behauptete, stets frei von Eifersucht oder der Sehnsucht nach Verbindlichkeit zu sein. Doch vielleicht ist genau diese Spannung – zwischen Autonomie und Sehnsucht – der Preis, den man zahlt, wenn man Liebe als etwas Freies denkt.

Die Liebe zwischen meinem besten Freund und mir war nie eine Form von Besitz, Label oder Exklusivität. Sie ist stattdessen ein Gespräch – eines, das bis heute nicht aufhört.



Anna-Maria Rein

studiert Humanmedizin an der Universität Bonn und ist seit Mai 2024 in der Grundförderung der FNF.

anna.rein@icloud.com

Alice Weidel hat Unrecht

— MARLENE DIETRICH

Deutschland, meine Heimat, das Land, das mir alles ermöglicht hat und mir immer erlaubt zu sein, wer ich bin. Deutschland, ich will dir danken.

Platon sagte: „Wir schätzen das Licht erst, wenn es dunkel wird.“ Du, liebes Deutschland, hast meine Kindheit, meine Jugend und frühen Erwachsenenjahre beleuchtet. Deine beständige Unterstützung war unerschütterlich. Als ich neue Abenteuer suchte, hast du mich gehen lassen. Anstatt an mir festzuhalten, nach all den Jahren der Investitionen, hast du mich in die Welt geschickt – und mich mein Licht vermissen lassen.

Im Sommerinterview 2025 sagte Alice Weidel, ihr falle es schwer etwas zu finden, das in Deutschland gut läuft. Immerhin sei sie stolz, dass die Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer weiter machen würden. Aber ich finde, man noch so viel mehr Gutes an dir finden.

Wenn ich an mein Leben zurückdenke, Deutschland, dann weiß ich genau, wo du mich am meisten unterstützt, hast: in der Bildung. Schon im Kindergarten warst du da, als meine Eltern beschlossen haben, dass ihr Kind ein bisschen mehr Aufmerksamkeit und Freiheit braucht und hast dabei unterstützt, den richtigen Ort zu finden. Das Kind, das immer wieder die Grenzen gesprengt hat, hat nie deine Kapazitäten gesprengt. Du warst da, als ich in die Grundschule kam. Die einzigen Kosten, die meine Eltern hatten, waren mein roter Schulranzen und die Schultüte mit den kleinen Tieren drauf.

Wir waren 24 kleine Menschen, die vor der Herausforderung standen, Lesen, Schreiben und Rechnen zu lernen. Nicht jeder von uns war gleich schnell, deshalb gab es Förderangebote und Vorlesestunden in der Bücherei. Diese Lernmöglichkeiten bietest du aber nicht nur für Kinder, sondern auch für die knapp 12 Prozent Analphabeten in Deutschland. So viele Lehrerinnen und Lehrer nehmen sich der Aufgabe an, kleinen und großen Menschen Schreiben und Lesen beizubringen. Aber nicht nur diese Menschen sind ein großartiger Teil von dir, sondern auch die Menschen, die sich im Altern der Herausforderung stellen und so dafür

sorgen, dass der Anteil an Analphabeten stetig sinkt.

Trotz all der bemühten Menschen blieben viele Themen für mich bis heute undurchdringbar. Ich weiß genauso wenig über die Struktur von Atomen, wie über die Berechnung der Höhe eines gleichschenkligen Dreiecks. Die Bildungspolitik hat sicher nicht für die kreativsten pädagogischen Ansätze gesorgt und die engen Curricula machen es Lehrern und Lehrerinnen unmöglich den Unterricht an die Individualität der Kinder anzupassen. Unruhige Kinder können dann kaum aufgefangen werden. Trotzdem bin ich froh über meine Schulzeit und darüber, dass die härteste Strafe Müllsammeln war und ich mit nur 25 anderen Personen in einer Klasse saß. Noch dankbarer bin ich aber, dass ich nach der 10. Klasse die Schule wechseln konnte. Mit einem kostenlosen Busticket konnte ich in das nächste Dorf fahren und dort die Schule besuchen, einfach nur weil ich die Kurse dort spannender fand.

Auf dem neuen Gymnasium hatte ich eine Lehrerin, die mich verstehen ließ, was eine liberale Gesellschaft ist. Sie sagte mir „Marlene, ich bin hier, ich unterrichte. Zuhören, lernen und mitmachen, das musst du selbst.“ Diese Eigenverantwortung hat mich zu Zeiten überfordert, aber nur dadurch werden wir zu mündigen Bürgerinnen und Bürgern. Dass wir die Konsequenzen für unser Handeln tragen bedeutet im Umkehrschluss, dass wir sehr viel selbst gestalten können. Dein Licht, liebes Deutschland, scheint unbeirrt. Das Licht zu nutzen oder nicht, das ist unsere eigene Wahl.

Die Debatte über Selbstwirksamkeit und Eigenverantwortung habe ich seitdem unendliche Male geführt. Auch wenn ich manchmal davon genervt bin, so ist es doch ein Glück, dass ich diese Debatte immer wieder führen kann. Wir haben über 40 Parteien in Deutschland und vermutlich 80 Millionen Meinungen. Wie langweilig wäre es da, wenn alle immer das gleiche denken würden.

Hier kann jeder Mensch einen Verein gründen, eine Demonstration anmelden oder seine Gedanken im Internet verbreiten. Auch wenn ich viele Vereine nicht

unterstütze und Meinungen nicht teile, so bin ich dankbar, dass sie einfach da sein dürfen. Die Meinung anderer Menschen anzunehmen und dagegen argumentieren zu können, war ein wichtiges Element meines Studiums. Zum Glück hat die 20-jährige Marlene sich noch keine Gedanken darüber gemacht, dass alle Wahrscheinlichkeiten dagegensprechen, dass sie jemals eine akademische Ausbildung anfangen wird. Als Kind aus einem nicht-akademischen Haushalt mit Berufsausbildung im sozialen Bereich war ich sicher nicht die klassische Studentin. Aber das Bildungssystem hat mir nicht nur das Hochschulstudium erlaubt, sondern erst durch Bafög ermöglicht und mich durch den niedrigen Semesterbeitrag praktisch dazu eingeladen.

Bafög hat neben mir schon 36 Millionen Personen das Studium ermöglicht. Durch die Ausbildungsförderung haben nochmal viele weitere Personen eine Berufsausbildung machen können. Durch Bafög hatte ich nicht nur genug Essen auf dem Tisch, sondern vor allem hat es gezeigt, dass der Staat handlungsfähig ist und mich unterstützen will. Es hat sich wie eine Anerkennung angefühlt, dass es sich lohnt, in mich und meine Ausbildung zu investieren. Deutschland, du weißt, was du an deinen jungen Menschen hast. Diese Förderprogramme sind eine Investition in die Zukunft unserer Volkswirtschaft; es lohnt sich dieses Potenzial nicht zu verschenken.

Nicht nur mit Bafög hast du mein Studium bereichert, sondern mich mit Erasmus immer wieder losgeschickt, um in anderen Ländern noch mehr zu lernen. Schon fast eine Million deutsche Studierende konnten so im europäischen Ausland studieren, ein Praktikum machen oder einen Teil ihrer Ausbildung absolvieren. Damit sind wir eines der Länder mit den meisten Erasmus-Studierenden, aber auch eines der Länder, das am meisten Studierende aufnimmt. Erasmus ist viel mehr als in anderen Vorlesungssälen zu sitzen; es geht darum Sprachen zu lernen, eine Kultur in sich aufzunehmen und Freunde fürs Leben zu treffen. Im Ausland zu studieren heißt, über sich hinauszuwachsen, das Vertraute loszulassen und sich auf das Abenteuer des Unbekannten einzulassen.

Mein größtes Abenteuer war vermutlich mein Studium in den Vereinigten Staaten. Dort, an dem Ort, an dem ich so vieles nicht hatte, was vorher normal war, habe ich verstanden, was für ein Glück ich habe. Ich verweise erneut auf Platon; ich habe mein Licht vermisst. Als ein vermeintlicher Knochenbruch nicht klar diagnostiziert werden konnte, weil das Röntgengerät zu schlecht war, habe ich meinen deutschen Sportorthopäden vermisst. Als ich die Rechnung für die Studiengebühren bekommen habe, habe ich meinen Semesterbeitrag vermisst. Als ich die Preise im Supermarkt verglichen habe, habe ich die Mehrwertsteuerreduktion für Obst und Gemüse vermisst. Als Fahrradfahrerin habe ich es vermisst vor jedem Gebäude Fahrradständer vorzufinden oder überhaupt irgendwo mit dem Fahrrad hinfahren zu können. Ich habe das Englisch der Bahnmitarbeitenden der Deutschen Bahn vermisst, weil ich die Deutsche Bahn vermisst habe. Ich habe die deutsche Direktheit vermisst. Ich habe vermisst, dass Menschen sich auf die Knie schlagen und sagen „sooo“ um eine Verabschiedung einzuleiten. Ich habe vermisst, auf kleine Sonntagsspaziergänge zu gehen, weil meine amerikanischen Freunde zu denen immer „the longest hike of my life“ gesagt haben. Ich habe es vermisst, Tupperdosen zu vergleichen und Apfelspalten zu teilen. Ich habe deine soliden Häuser mit guter Isolation und Fenstern, die doppelt verglast sind, vermisst. Ich habe es vermisst, an Silvester auf der Straße mit den Nachbarn anzustoßen, sogar mit denen, die man eigentlich nicht mag.

Seit dem Politikwechsel im Januar habe ich die Sicherheit und den Rechtsstaat vermisst.

Als ich zurückkam, hat Alice Weidel gerade gesagt, dass es schwer sei, etwas Gutes an Deutschland zu nennen. Ich habe an die vielen fleißigen Hände gedacht, die dieses Land wieder auf-

gebaut haben. Ich habe an die langen Sommer im Biergarten oder am Strand gedacht. Ich habe daran gedacht, wie wir Döner neben Tatort und Brot als eines unserer Kulturgüter betrachten. Ich habe daran gedacht, wie bei uns die politische Macht nach demokratischen Wahlen friedlich übergeben wird. Und dass der vorletzte Verkehrsminister dem letzten Verkehrsminister ein E-Bike geschenkt hat.

Was ich sagen will: Alice Weidel hat Unrecht. Es ist leicht, etwas Gutes an dir zu finden. Du bestehst aus vielen großartigen Menschen, die dich ausmachen. Dein System versucht diese Menschen zu unterstützen. Manche Menschen brauchen dafür einen Tritthocker, andere ein offenes Ohr und wieder andere sicher auch mal eine Räuberleiter. Egal, was es ist: Du versuchst, da zu sein, um es den Menschen möglich zu machen. Versteh mich nicht falsch, liebes Deutschland, ich könnte mindestens einen genauso langen Brief an dich schreiben, was alles nicht funktioniert in unserem Land und ich weiß auch, dass ich durch viele Glücksfälle von vielen deiner Leistungen profitieren konnte, die für andere nicht zugänglich sind. Aber es wäre ja so deutsch von mir, wieder nur zu motzen.

Deutschland, du bist ziemlich großartig. Versuche doch einfach, noch heller zu leuchten, damit du mehr Menschen mit deinem Licht erreichst.



Marlene Dietrich

studiert Law and Diplomacy an der Fletcher School of Law and Diplomacy. Sie ist seit 2022 in der Grundförderung der FNF.

mail@marlene-dietrich.eu

Die New Society – Ein Gesellschafts- entwurf für die digitale Moderne

Ein Plädoyer für Freiheit, Kritik und Verantwortung im Zeitalter des Algorithmus

— PROF. DR. WERNER BRUNS

Die digitale Transformation stellt unsere freiheitliche Ordnung vor eine kulturelle, soziale und ökonomische Bewährungsprobe. Was sich gegenwärtig vollzieht, ist nicht bloß ein technologischer Umbruch, sondern ein Zivilisationswandel. Die Bedingungen, unter denen Gesellschaft, Öffentlichkeit und Demokratie funktionieren, verschieben sich grundlegend. Inmitten der algorithmischen Durchdringung aller Lebensbereiche formt sich eine neue Gesellschaft, fluider, vernetzter, entgrenzt, die sich zunehmend von den festen Strukturen und Gewissheiten des Industriezeitalters verabschiedet. Die alte Bürgergesellschaft, gegründet auf physische Öffentlichkeit, stabile Institutionen und analoge Interaktion, bröckelt. Was folgt, ist offen. Die entscheidende Frage lautet daher nicht, ob wir in einer digitalen Gesellschaft leben wollen, sondern: Welche digitale Gesellschaft wollen wir?

Der Liberalismus steht vor der Herausforderung, auf diese Frage eine zeitgemäße, tragfähige Antwort zu geben. Eine Antwort, die nicht rückwärtsgewandt ist, sondern den Mög-

lichkeitsraum der Moderne erkennt. Die liberale Idee muss sich neu erfinden, nicht im Sinne eines radikalen Bruchs, sondern als Weiterentwicklung ihrer Grundprinzipien: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Es ist kein Zufall, dass Werner Maihofer, einer der Vordenker des deutschen Liberalismus, genau diese Formel als zeitlosen Kern liberaler Politik verstand. Sie ist keine nostalgische Sentenz, sondern ein zukunftsoffenes Programm. Im Zeitalter des Digitalen bedeutet sie: Freiheit zur Kritik, Gleichheit im Zugang zu digitalen Chancen, Brüderlichkeit als Verantwortung in einer vernetzten Welt.

Doch diese Prinzipien sind nicht selbstverständlich. Der öffentliche Diskurs verflacht zur Pose, die politische Urteilskraft droht im Strudel von Empörung, Erregung und moralischer Selbstvergewisserung zu erstickern. Was vielerorts als Liberalismus gefeiert wird, symbolisch, ästhetisiert, identitär aufgeladen, ist in Wahrheit eine Entkernung: ein Party-Liberalismus, der sich über Lifestyle und Attitüde definiert,

aber keine gesellschaftliche Gestaltungsabsicht kennt. Er will gefallen, nicht verändern. Er ist mediale Selbstdarstellung, aber keine politische Haltung. Die liberale New Society setzt dem ein anderes Verständnis entgegen: Sie sucht Substanz statt Oberfläche, Kritik statt Konformität, Verantwortung statt Selbstbespiegelung.

Für die FDP, die sich selbst in der Tradition eines aufgeklärten und modernen Liberalismus versteht, bietet sich damit die historische Chance zur Neupositionierung. In einer Zeit, in der der Liberalismus von links als kalter Marktglaube verkannt und von rechts als haltlos verspottet wird, muss er sich auf seine gestaltende Kraft besinnen. Freiheit ist kein Rückzugsraum, sondern ein Auftrag zur Mitgestaltung, auch und gerade in digitalen Zeiten.

Eine Schlüsselrolle kommt dabei der Bildung zu. Wer die digitale Welt verstehen, gestalten und kontrollieren will, muss lernen, kritisch zu denken. Nicht Technik allein, sondern Urteilskraft ist das Ziel. Ein zeitgemäßer Liberalismus darf sich nicht auf ein funktionalistisches Verständnis von Bildung reduzieren, Stichwort „Fachkräfteliberalismus“. Bildung muss Freiheit ermöglichen: zur Kritik, zur Persönlichkeit, zur Mündigkeit. Wer nicht nur Nutzer, sondern Bürger sein will, muss lernen, digitale Prozesse zu hinterfragen, nicht nur zu bedienen.

Technologie ist kein Schicksal, sondern gestaltbar. Der Algorithmus ist kein Naturgesetz, sondern ein von Menschen geschriebenes Regelwerk und damit politisch verantwortlich. Es gilt, ein neues Gleichgewicht zwischen Markt und Öffentlichkeit zu definieren. Weder zentrale Steuerung noch blinder Technokratismus sind tragfähige Antworten. Der liberale Staat muss die digitale Infrastruktur nicht selbst bauen, aber er muss garantieren, dass ihre Grundlagen transparent, überprüfbar und kontrollierbar bleiben. Wo algorithmische Entscheidungen wirksam werden, muss demokratische Kontrolle greifen. Was programmiert wird, darf kein Tabu sein.

Zivilgesellschaftliche Strukturen brauchen keine Fürsorge, sondern Freiheit. Wer bürgerschaftliches Engagement fördern will, sollte auf Vertrauen setzen, nicht auf pädagogische Betreuung durch Fördermittel und Projektlogik. Eine liberale Gesellschaft lebt von Eigenverantwortung, nicht von Subvention. Gesellschaftliches Engagement entfaltet sich dort, wo Menschen selbst gestalten dürfen – nicht dort, wo sie nach institutionellen Vorgaben handeln müssen.

Auch das Verständnis von Arbeit wandelt sich. „New Work“ darf nicht zur neoliberalen Selbstverwirklichungsformel verkommen, sondern muss eingebettet werden in ein Konzept ökonomischer Freiheit mit sozialer Verantwortung. Der Mensch ist mehr als Nutzer oder Datenpunkt. Er bleibt Subjekt, auch in dem digitalen Kapitalismus. Gerade weil die Wirtschaft digitaler, globaler, automatisierter wird, braucht es faire Voraussetzungen, Chancengleichheit und das Bekenntnis zu einem Menschenbild, das Würde nicht an Verwertbarkeit koppelt.

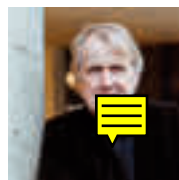
Freiheit braucht Kritik. Nicht als akademische Geste, sondern als politisches Prinzip. Wissenschaft ist organisierte Skepsis und gerade deshalb ein Modell für eine lernende Gesellschaft. Offenheit, Nachprüfbarkeit, Gemeinwohlorientierung: Das sind nicht bloß Tugenden des akademischen Betriebs, sondern Voraussetzungen einer freien Demokratie. Eine moderne liberale Gesellschaft denkt diesen Wissenschaftsethos weiter, in Medien, Verwaltung, Justiz. Prüfen statt glauben. Argumentieren statt behaupten. Lernen statt moralisieren.

Universitäten müssen Orte des freien Denkens bleiben, auch oder gerade in digitalen Zeiten. Der Muff des Industriezeitalters muss weichen. Frischer Wind tut not: durch verpflichtende Auslandssemester, freiheitliche Kolloquien, digitale Reformoffensiven. Bildung darf kein geschlossener Raum sein, sondern muss zum Experimentierfeld einer offenen Gesellschaft werden.

Die liberale „New Society“ ist kein abgeschlossenes Modell. Sie ist ein Denkraum: offen, lernfähig, revisionsbereit. Ihre Stärke liegt nicht in der Behauptung, sondern in der Frage. Sie glaubt nicht an absolute Wahrheiten, sondern an den Dialog. An eine Gesellschaft, die widersprechen kann, ohne sich zu zerreißen. Die sich infrage stellt, ohne sich zu verlieren.

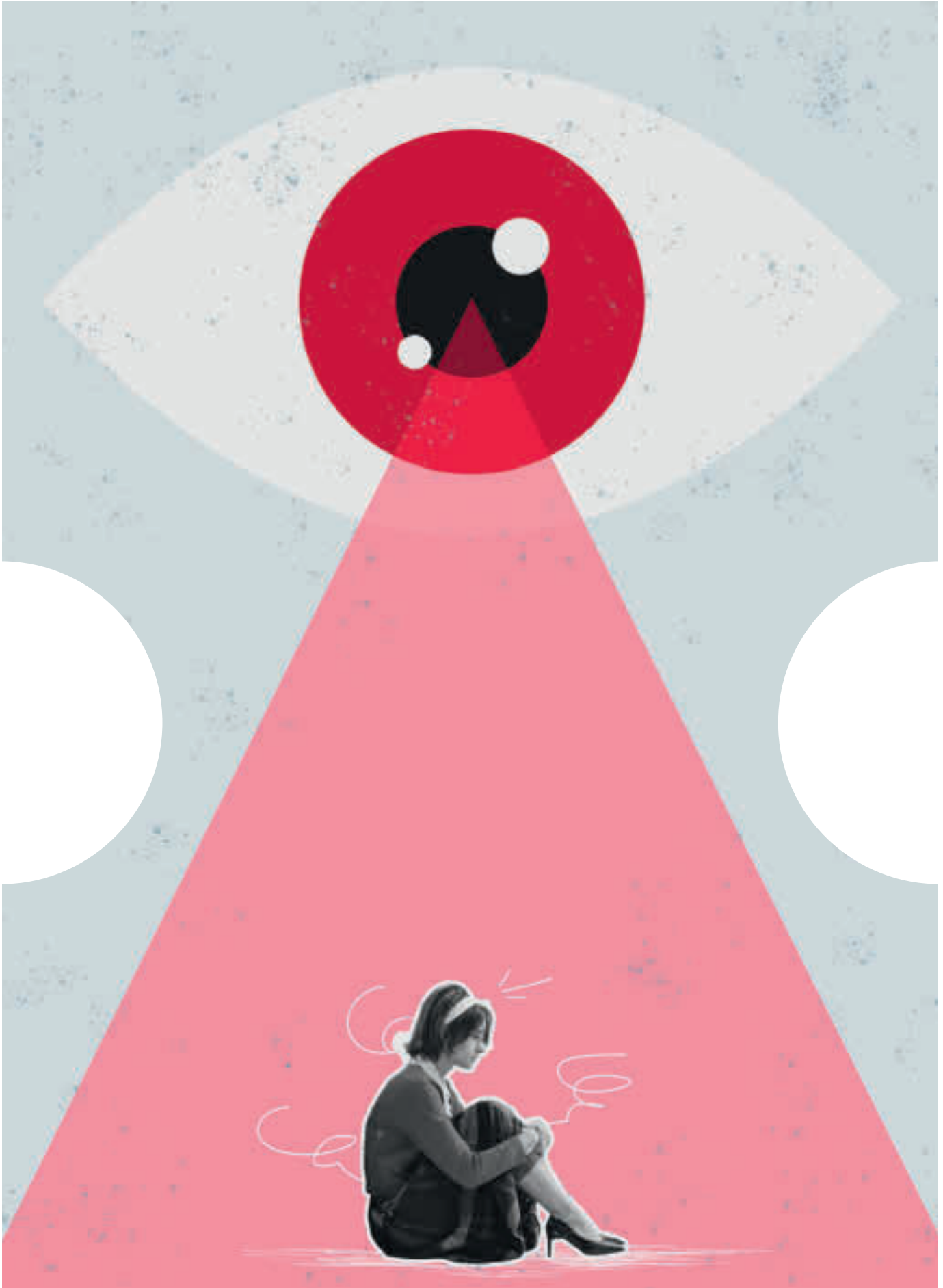
Der Liberalismus steht nicht vor dem Ende, sondern vor einer Bewährungsprobe. Es geht nicht darum, nostalgisch an der alten Ordnung festzuhalten, sondern mutig eine neue zu gestalten. Eine Gesellschaft, die sich ihrer digitalen Bedingungen bewusst ist, aber ihre humanistischen Prinzipien nicht preisgibt. Eine Gesellschaft, die nicht kontrolliert wird, sondern sich selbst kontrolliert. Eine Gesellschaft, die nicht verwaltet, sondern gestaltet.

Die liberale „New Society“ ist möglich, wenn wir sie wollen. Es ist Zeit, die Frage zu stellen, die das Industriezeitalter nicht stellen musste: Nicht, ob wir digital leben wollen, sondern wie wir frei bleiben in einer digitalen Welt.



Prof. Dr. Werner Bruns

ist Sozialwissenschaftler und Studiengangsleiter im Fachbereich Wirtschaft und Psychologie an Rheinischen Hochschule Köln. Er ist Mitglied des Auswahl Ausschusses sowie Altstipendiat und Vertrauensdozent der FNF.



Jeder ist seines Glückes Schmied.

Glück im Spiel, Pech in der Liebe.

Das Glück liegt auf der Straße – man muss es nur aufheben.

Sprichwörter, die wir alle kennen. Glück scheint uns als etwas ganz Natürliches – mal spürbar in kleinen Augenblicken des Alltags, mal in den großen Momenten, die uns tief berühren, mal in Momenten, in denen wir das Glück vermissen.

Aber: Was ist Glück eigentlich genau, weshalb empfinden wir es und ist Glück überhaupt gleich Glück?



Glück gehabt! Aber was ist das eigentlich?

Ein Interview mit Glücksforscher Tobias Esch

— MIRELLA KLEINDIENST

In einem schriftlichen Interview mit dem Allgemeinmediziner, Neurowissenschaftler, Gesundheits- und Glücksforscher Prof. Dr. Tobias Esch, kommen wir diesen Fragen näher.

Mirella Kleindienst:

Wir benutzen das Wort „Glück“ ständig. Wir sagen „Da hast du aber Glück gehabt“ oder „Du machst mich glücklich“ – oder auch „Das macht mich unglücklich.“ Doch wissenschaftlich betrachtet ist Glück viel komplexer, als wir den Begriff allgemeinsprachlich verwenden. Wie definieren Sie Glück aus wissenschaftlicher Perspektive?

Tobias Esch:

Glück ist zunächst erst mal ein Gefühl. Es ist erst im zweiten Schritt ein Nachdenken über den eigenen Zustand, das gegenwärtige Erleben, das Leben insgesamt; jedoch zuallererst das rohe Gefühl: Wenn man nachts geweckt werden würde und gefragt werden würde, wie es einem gerade geht, genau dieses Gefühl ist gemeint.

Es wird im Belohnungssystem des Gehirns erzeugt, hat also eine harte biologische Grundlage, basiert auf neurobiologischen Prozessen und Neurotransmittern. Es ist also alles andere als nur eine Vorstellung oder ein psychologisches Erleben, dagegen harte Währung. Letztendlich ist Glück alles, was mir das Gefühl vermittelt, lohnenswert zu sein.

Mirella Kleindienst:

Gibt es überhaupt das eine Glück – oder empfinden wir in unserem Leben verschiedene Formen von Glück?

Tobias Esch:

Wir unterscheiden drei Formen von Glück, die, wie schon gesagt, sich im Gehirn unterschiedlich darstellen, an unterschiedlichen Orten erzeugt werden und unterschiedliche Neurotransmitter zur Grundlage haben. Da ist zum einen das jugendliche Glück, das Glück der Vorfreude, der Erwartung.

Dann, vor allem in der mittleren Lebensphase, das Glück der Erleichterung, wenn eine schwierige Phase, vielleicht

das „Unglück“, eine Pause einlegt. Wenn der Stress nachlässt, wir durchatmen können und sei es auch nur für eine kurze Weile.

Und dann schließlich gibt es das Glück der Zufriedenheit, die Glückseligkeit, wenn ich weder etwas haben will, noch etwas vermeiden muss, sondern mich genau am richtigen Ort zur richtigen Zeit wähne, fühle – Gefühle von Dankbarkeit und Verbundenheit existieren. Dieses Glück finden wir vor allem, wenn gleich nicht nur, bei den Älteren.

Und so sind es, je nach Phase, unterschiedliche Dinge, die glücklich machen: von spannenden, abenteuerlichen Projekten, vom Verliebtsein, über bewusste Momente, in denen ich eine Auszeit nehme und so vielleicht Erleichterung erlebe, in denen ich mich zurückziehe, bis hin schließlich zu Meditation, Spiritualität, dem Gefühl von Verbundenheit mit etwas Höherem. Auch ein Gebet kann dazugehören oder ein Erlebnis in der Natur.

Mirella Kleindienst:

Man verbindet Glück oft mit anderen Faktoren des menschlichen Lebens: vor allem mit der Gesundheit. Aber: Können wir nur Glück empfinden, wenn wir gesund sind?

Tobias Esch:

Die Annahme, dass ohne Gesundheit „alles nichts“ sei, stimmt so nicht. Wir sehen gerade bei den Älteren, dass auch ohne Gesundheit, beispielsweise beim Vorliegen mehrerer chronischer Krankheiten, dennoch tiefe Zufriedenheit und Dankbarkeit möglich sind. Je älter die Menschen werden, desto mehr scheinen sie sich also davon zu emanzipieren, gesund sein zu müssen beziehungsweise Gesundheit als Voraussetzung für das Glück zu nehmen. Wir nennen diesen Befund auch das „Zufriedenheitsparadoxon“. Andersherum jedoch wird ein Schuh draus: Menschen, die optimistisch sind, die glücklicher und dann vor allem zufriedener sind, leben nicht nur ein vermeintlich besseres Leben, sondern auch ein gesünderes und vor allem, was hochinteressant ist, ein längeres Leben. Das gilt nicht im Einzelfall, stimmt aber für die Statistik.

Ich habe festgestellt, sowohl in der Beobachtung als auch in unseren Daten, dass Menschen selbst dann glücklich sein können, wenn objektiv vieles dagegenspricht. Wenn sie älter werden, wenn sie krank sind, wenn das Leben hart ist. Das hat mich fasziniert.

Mirella Kleindienst:

Wenn ich zum Beispiel auf meinen Freundeskreis blicke, habe ich das Gefühl, dass manche Menschen glücklicher sein können als andere. Wie viel unseres Gefühls von Glück ist eigentlich angeboren – und wie viel können wir selbst gestalten oder lernen?

Tobias Esch:

Natürlich hat das auch etwas mit den Genen, der Biologie, der „Werkseinstellung“ oder „Grundausstattung“ zu tun, mit der wir auf die Welt kommen – mit unserer Hardware. Etwa, wie schnell im Einzelfall Belohnungsstoffe im Hirn gebildet werden, wie schnell oder langsam sie wieder abgebaut werden, wie viele Rezeptoren dafür vorhanden sind

etc. In diesen Punkten unterscheiden wir Menschen uns durchaus.

Der weit größere Teil jedoch liegt daran, welche Schlüsse wir aus dem ziehen, was wir erleben. Glück ist in großen Teilen lernbar. Natürlich spielt das Umfeld auch eine Rolle, die Lebensumstände, auch die Familie und Kultur, das Land, in das ich hineingeboren werde. Jedoch zeigt die Forschung: Der Zufall, oder auch die kulturellen beziehungsweise äußeren Einflüsse, die vorgegeben sind, sind weit weniger entscheidend, als das, was ich daraus mache.

Mirella Kleindienst:

Die nächste Frage hört sich im ersten Moment einfach an, ist aber, denke ich, sehr komplex: Was macht uns glücklich?

Tobias Esch:

Wir kennen heute eine ganze Reihe solcher Faktoren. Neben den schon bekannten Aspekten auch eines gesunden Lebens, beispielsweise ausreichend Bewegung, gesunde Ernährung, ausreichend Schlaf etc., sind es vor allen Dingen Fragen der Haltung und der Perspektive, die zählen. So sind Menschen, die besonders zufrieden sind, oft in der Lage, Dinge, die nicht mehr sind oder die ihre Zeit gehabt haben, loszulassen. Sie sind dankbar. Sie geben gern, auch ohne direkt eine Gegenleistung zu erwarten. Sie haben eine Aufgabe, geben sich einer Sache ganz hin, können aber, siehe oben, Dinge, die nicht mehr sind oder die ihren Zweck erfüllt haben (oder die ihnen genommen wurden), schließlich auch loslassen. Sie empfinden sich weniger als Opfer, denn als Gestalter.

Und dann ist da die Dimension des Glaubens – Menschen, die besonders glücklich oder zufrieden sind, haben häufig einen expliziten oder impliziten Glauben, eine Spiritualität, darin auch die Frage von Sinnhaftigkeit: Sie finden einen Sinn im Leben, eine Bedeutung. Die Königsdisziplin ist dann zweifellos die Liebe – das Gefühl, verbunden mit anderen Menschen zu sein, ein Zuhause zu haben, einen Ort, an dem man geliebt wird. Ich spreche hier auch von der kulturellen Dimension der Gesundheit, neben der spirituellen, die ich zusammen als „Bedeutungsdimension“ oder eben „Vierte Dimension“ der Gesundheit neu

definiere. Es geht hier generell um die Verbundenheit mit der Welt, dem Boden, auf dem ich stehe, den Menschen um mich herum, aber auch mit etwas vermeintlich „Höherem“.

Mirella Kleindienst:

Als Glücksforscher sind Sie ein echter Glücksexperte. Welche Tipps haben Sie für mehr Glück im Leben?

Tobias Esch:

Leben, lieben, lachen: Dinge ganz oder gar nicht tun. Geben können, auch loslassen können. Dankbar sein – eine Aufgabe haben, dabei authentisch sein, und das Leben sowie die Menschen lieben haben.

Mirella Kleindienst:

Leben Sie als jemand, der sich so intensiv mit dem Glück beschäftigt hat, auch selbst danach?

Tobias Esch:

Ich lebe nach dem Motto: Walk your talk. Anders gesagt: Ich kann nicht in den Spiegel schauen und Dinge erzählen, an die ich nicht selbst glaube beziehungsweise die ich nicht selbst praktiziere. Und doch ist auch für mich Glück ein Prozess. Ich befinde mich statistisch noch im „Tal der Tränen“, der Phase im Leben, wo das Glück eher sporadisch um die Ecke guckt. Aber ich versuche es, ich arbeite daran jeden Tag, weil: Glück ist ein tägliches Bemühen. Das kann jeder sehen, der mich kennt.

Mirella Kleindienst:

Vielen herzlichen Dank für das Interview!



Prof. Dr. Tobias Esch

ist Neurowissenschaftler, Allgemeinmediziner, Gesundheits- und Glücksforscher. Seit vielen Jahren untersucht er unter anderem an der Harvard Medical School oder der Berliner Charité, wie Selbstheilung funktioniert und wie ihre Potenziale innerhalb und außerhalb der etablierten Medizin nachweisbar für die Gesundheit genutzt werden können. Tobias Esch ist Autor verschiedener Bücher zum Thema „Glück“, beispielsweise: „Der Selbstheilungscode – Die Neurobiologie von Gesundheit und Zufriedenheit“ (2018) oder den Spiegel-Bestseller „Wofür stehen Sie morgens auf? Warum Sinn und Bedeutung entscheidend für unsere Gesundheit sind“.



Mirella Kleindienst

promoviert an der Ludwig-Maximilians-Universität in München in Kunstgeschichte zum Thema „Die Kunstfreiheit – und ihre Grenzen?“. Sie ist seit April 2023 in der Promotionsförderung der FNF.

mi.kleindienst@gmx.net



Hier in Gummersbach auf dem Hügel hat die ganze Welt politisch diskutiert.

Ein Gespräch mit Lorenz Deutsch,
Leiter der Theodor-Heuss-Akademie

— NATALIE PFAFF

Heute treffe ich Lorenz Deutsch, den Leiter der Theodor-Heuss-Akademie zum Gespräch. Der Anlass ist leider ein trauriger – die Schließung der Akademie ist beschlossene Sache und Ende November gehen auf dem Zauberberg das letzte Mal die Lichter aus. Es gilt, auf eine Einrichtung zu schauen, die nicht nur zu einer regionalen Größe im Bergischen Land, sondern auch zu einem Treffpunkt geworden ist, der für den Kern jeder liberalen Haltung steht: Auch wenn ich deine Meinung nicht teile, werde ich alles tun, damit du sie äußern kannst. Herr Deutsch, Altgermanist, langjähriges FDP-Mitglied, Landtagsabgeordneter (2017-22) und seit April 2023 Leiter der Akademie findet nachdenkliche, kritische, aber auch kämpferische Worte zum aktuellen Geschehen.

Herr Deutsch, im Juli dieses Jahres wurde die Schließung der Theodor-Heuss-Akademie beschlossen – wie blicken Sie auf diese Entscheidung?

Ich blicke natürlich mit Bedauern darauf, muss aber natürlich anerkennen, dass die Stiftung aufgrund des Wahlergebnisses der letzten Bundestagswahl und der Berechnungen, die mit dem Stiftungsgesetz verbunden sind, erheblich weniger Geld zur Verfügung hat. Das kann man nicht ausblenden. Und es ist ja nicht nur so, dass in Gummersbach die THA und die IAF (Internationale Akademie für Führungskräfte) geschlossen werden, sondern, dass auch in der Gesamtstiftung erheblich Personal eingespart wird. Es ist also keine singuläre Entscheidung gegen die Akademie, die Arbeit und die Mitarbeiter hier. So habe ich es verstanden und möchte es auch so verstehen. Die Entscheidung folgt, so fürchte ich, den finanziellen Zwängen. Das ist nicht schön und macht es für keinen hier vor Ort leichter.

War die Entscheidung denn überraschend oder hatten Sie die letzten Monate geahnt, dass es dazu kommen könnte?

Dass die Finanzierung der Stiftung mit den Ergebnissen der FDP bei der letzten Bundestagswahl korreliert, ist ja kein Geheimnis. Das weiß man und insofern konnte man auch mit Sorgen auf die Umfrageergebnisse schauen. Doch die Massivität des Problems und die Konsequenzen daraus waren schon überraschend. Man rechnet einfach nicht mit der eigenen Schließung. Das ist einfach so, doch hätte man es im Zweifel schon im Vorfeld sehen können.

Es stand ja schon einmal eine Schließung im Raum, vor 25 Jahren. Damals hatte man doch eine andere Lösung gefunden, nachdem eine große Petition eingereicht worden war.

Ich bin kein Zeitzeuge, aber nach allem, was ich weiß, war die Entscheidung damals auch finanzgetrieben. Sie war jedoch auch noch eine Frage des Konzeptes. Es sind damals ja zwei andere Bildungseinrichtungen geschlossen worden. Ursprünglich waren die Pläne andere, aber im Rahmen der Petition hat

man sich entschieden, die THA weiterzuführen und die anderen zu schließen. Das war eine Mischung aus finanziellen Erwägungen und konzeptuellen. Und ich glaube, dass diesmal konzeptuelle Erwägungen wirklich keine große Rolle gespielt haben. Das hat auch den Rahmen der Argumentation extrem klein gemacht. Es ist einfach kein Geld da, da kann man nicht mit dem Fuß auftreten und sich auf den Küchenboden schmeißen. Das ist eine andere Situation als damals. Der Spielraum ist nicht da.

Weil Sie jetzt selbst schon die FDP ins Spiel gebracht haben – wie würden Sie denn die aktuelle Situation der FDP einschätzen und die Gründe für das Abschneiden bei der letzten Bundestagswahl? Sie sind langjährig politisch aktiv und haben damit einen großen Einblick in das politische Geschehen.

Das ist natürlich in gewisser Weise die 100 000-Euro-Frage. Ich glaube, dass das aktuelle Problem der FDP darin besteht, dass sie sich auf dieses Ergebnis und die Langfristigkeit dieses Absturzes – wir hatten ja seit weit über einem Jahr die 4-Prozent-Zone erreicht und nie mehr verlassen – nie einen Reim gemacht hat. Also woran das genau liegt und welche Kurssetzung eigentlich da rausführt. Diese Ungeklärtheit dauert bis heute an. Da gibt es die einen, die schon während der Ampelkoalition gesagt haben: Es ist die Ampel als solche, die uns schadet, und wir müssen da so schnell wie möglich raus. Die anderen haben gesagt, es ist die Art und Weise, wie wir in der Ampel agieren: Indem wir sagen, dass die Ampel uns schadet, bilden wir selbst einen wesentlichen Grund dafür, dass die Ampel nicht funktioniert. Das ist jetzt auch im Rückblick so. Es bestehen verschiedene Perspektiven. Die einen sagen, dass es ein grundsätzlicher Fehler war, die anderen sagen, dass die Art, wie wir es gemacht haben, ein Fehler war. Es gab diesen Moment der Abstimmung im Bundestag zum Zustrombegrenzungs-gesetz (Anm. der Redaktion: vollständiger Titel: Gesetz zur Begrenzung des illegalen Zustroms von Drittstaatsangehörigen nach Deutschland). Das ist quasi die Situation in a Nut-Shell: Man möchte sagen: wir müssen jetzt das konservative Profil schärfen und diesem Zustrom-

begrenzungs-gesetz unbedingt zustimmen. Die anderen haben gesagt: Nein, wir müssen anders agieren, wir müssen gesellschaftsliberal handeln und dürfen nicht zustimmen. Denn auf diese Weise gehen wir der AFD auf den Leim. Ich will keinem böse Absichten unterstellen, sondern es ist wirklich eine grundsätzliche Frage: Wie geht man mit dem aktuellen gesellschaftlichen Kurs um? Stellt man sich dezidiert ins konservative Lager und versucht so, Leute zurückzuholen, die nach ganz Rechtsaußen ausgeschert sind? Oder versucht man, progressive Positionen der Mitte zu besetzen, die in vielerlei Hinsicht anschlussfähig sind? Das ist bis heute ungeklärt.

Jetzt haben Sie die Meta-Perspektive beschrieben. Was würden Sie persönlich sagen, aus Ihrer eigenen Einschätzung?

Ich gehöre zu denen, die mit dem Umgang in der Ampel unzufrieden waren und sehr viel mehr Potentiale gesehen haben als realisiert wurden. Potentiale, die auch ganz aktiv kaputt gemacht wurden. Das ist meine persönliche Haltung. Da war sicherlich Vieles, was für Liberale schwer zu verarbeiten war, aber es ist doch so: Wir bilden uns ja etwas darauf ein, offen zu denken, frei auf Herausforderungen zu reagieren und Lösungswege auszuprobieren und nicht nach festgelegten dogmatischen Mustern zu agieren. Insofern habe ich in der Ampel immer auch eine Chance gesehen, nach der großen Koalition auch eine Reformpolitik anzustoßen. Das ist in Teilen auch gelungen. Doch darüber haben wir viel zu wenig gesprochen. An anderen Stellen war es sehr schwierig, das Heizungsgesetz zum Beispiel. Ich will jetzt auch nicht alles rosafarben malen. Da war viel bei, wo man dachte: Wow, das ist befremdlich. Aber man hätte sich auf die Frage konzentrieren können: Was erreicht man eigentlich? Christian Lindner hat die kalte Progression beendet, um mal ein Beispiel zu nennen. Wer hat denn darüber gesprochen?

Ja, das stimmt. Das ist nicht so durchgedrungen an die Öffentlichkeit.

Weil es immer alles nicht genug war. Da müssten wir einfach mal am Erwar-

tungs-Management üben. Nicht 100% FDP ist eine erfolgreiche Koalition. Es ist in jeder Koalition schwierig, wenn man mit dieser Haltung hineingeht. Man muss die Erfolge, die man – mit 8%, 9%, 10% – in einer Koalition erreicht in den Mittelpunkt stellen und entsprechend würdigen. Und die Tatsache, dass man große Teile des eigenen Programms vielleicht nicht umsetzen kann, muss man den Leuten erklären. Aber immer die Erwartung zu erzeugen, „wir bauen jetzt Deutschland um“, das ist riskant. Denn wenn das dann nicht passiert, sind alle ganz furchtbar enttäuscht. So kommt man auf keinen grünen Zweig.

Ist das nicht ein generelles Problem des Kommunikationsstils, der auch bei der großen Koalition vorhanden ist? Oder würden Sie hier Unterschiede machen?

Ja, diese Koalition hat auch ihre Konflikte. Und die davor auch. Das ist auch ein Stück normal. Es wird aber zum programmierten Unglück, wenn man nur das sieht. Also wir haben 3,5 Jahre während der Ampel eigentlich dominant kommuniziert, dass wir in der falschen Koalition sind und dass eigentlich alles ganz schrecklich ist. Was macht der Wähler dann: Wenn man erklärt, dass das, was man macht, ganz schrecklich ist? Die Wähler erlösen einen dann davon. Und das ist passiert. Und daraus soll dann eine positive Wahlentscheidung werden? Das glaube ich nicht, und es war auch nicht so.

*Ja, das stimmt. Und das unterscheidet sich vielleicht von dem aktuellen Tenor der Regierung.
Zuvor bestanden eher negative Zuschreibungen.*

Ich glaube der Rückblick auf die Ampel ist inzwischen dominant negativ. Sie ist ja am Ende auch gescheitert. Man müsste sich damit auseinandersetzen, wie man Koalitions politik betreibt. Dieses „FDP-Pur-Gerede“, das ist sinnvoll, wenn man 50+% hat, solange das nicht so ist, muss man vielleicht anders damit umgehen und auch anders darüber sprechen.

Was mir damals aufgefallen ist, dass ja mehrere Reformvorhaben in unterschiedlichen Ressorts bereits sehr weit

gediehen waren. aber letztlich an den politischen Verwerfungen und am Vertrauensverlust innerhalb der Koalition gescheitert sind. So beispielsweise der damalige FDP-Justizminister Marco Buschmann. Er hatte das Gesetz zur lange erwarteten Reform des Abstammungsrechts im Herbst 2024 nahezu fertig ausgearbeitet. Die Abstimmung im Kabinett war für den Winter 2024 geplant – wobei die Koalitionspartner sich schon geeinigt hatten – kam jedoch durch den Bruch der Koalition nicht mehr zustande. Die „guten Dinge“, die der Ampelkoalition gelungen sind, konnten nicht realisiert werden.

Ja, es gab kurz vor dem Bruch Stimmen, die bis zur nächsten Wahl durchhalten wollten, damit die Gesetze in der Pipeline, bei denen Einigkeit bestand, noch ausgespielt werden können. Dies hätte es möglich gemacht, damit zu werben, dass wir seriöse Politik machen, die Lösungen anbietet. Aber es stimmt, dass sich die Dynamik von uns und den anderen so verfestigt hatte, dass es auch aus meiner Sicht nicht mehr realistisch war, es war eine Loose-Loose-Entscheidung. Es wäre uns wahrscheinlich nicht besser ergangen, wenn wir in der Ampel geblieben wären.

Würden Sie im Rückblick sagen, dass die THA eine Rolle in dem Prozess hatte oder musste sie die Ergebnisse einfach annehmen?

Nein, das wäre eine Überschätzung unserer Rolle und Funktion. Die Stiftungsarbeit wirkt auf einer mehr mittelfristigen und längerfristigen Ebene als diese tagesaktuelle Politik. Wir haben auch keinen politischen, sondern einen Bildungsauftrag. Aber man kann natürlich über die Themensetzung in der Akademie – mit Bildungsangeboten, Trainings, Kursangeboten – auf der mittelfristigen Ebene wirken. So kann man sich Gedanken machen, was für Politikangebote eigentlich erfolgreich sind. Das ist sicherlich eine Funktion, die politische Stiftungen haben: das Vorausdenken.

Wenn Sie eine Essenz formulieren müssen, für was die THA seit ihrer Gründung vor 58 Jahren steht, was fällt Ihnen ein?

Die Aufgabe der Stiftung ist es immer gewesen und wird es immer sein, ein ganz nachhaltiges Bildungsangebot bereitzuhalten. Wir waren in der Stiftung die Spezialisten für mehrtägige Bildungsangebote. So gibt es die Klausursituation auf dem Zauberberg. Ist man dort endlich angekommen, fällt der meiste Stress erst einmal ab, das ist die geteilte Erfahrung. Die Teilnehmer fühlen sich wohl und dann geht es um die Themen. Wir haben tolle Rahmenbedingungen, um Dinge gründlich durchdenken zu können. Nicht digital, sondern in Gruppen, untereinander, in einem dynamischen Austausch. Das sind tolle Möglichkeiten.

Was haben Sie mit der Akademie persönlich verbunden, bevor Sie im Jahr 2023 Leiter wurden?

Ich bin vor allem im Kontext von Parteilarbeit in der Akademie gewesen. Mit meinem Kreisverband aus Köln. Wissen Sie, ich war nie Stipendiat und auch nicht bei den Julis. Ich bin sozusagen nicht ganz so tief hier eingetaucht, sondern mehr über die Parteilarbeit, wenn hier Klausurtagungen stattgefunden haben, zu Themen wie Skill-Training, Rhetorik oder Strategie.

Wenn Sie zurückschauen auf Ihre Erfahrung in der Akademie. Was sind Ihre schönsten Erinnerungen?

Da fallen mir die großen öffentlichen Kulturveranstaltungen ein. Wenn das Haus so richtig voll ist, wie bei Konzerten von Musica Libera, bei denen auch Gummersbacher und Andere von weiter weg dabei sein. Und dann natürlich die großen thematischen Wochenenden, die wir hier verstärkt organisiert haben. Ganz tolle Referenten, die kommen – Wow, was ist hier eigentlich möglich! So haben wir zuletzt viele demokratietheoretische Veranstaltungen gemacht – vor einem Monat ein großes Seminar zur Frage der wehrhaften Demokratie. Darin haben wir die Gefährdung unserer liberalen Demokratie thematisiert und die äußere und die innere Bedrohung der Wehrhaftigkeit von Demokratie zusammengebracht. Wehrhaftigkeit ist ja eigentlich ein innenpolitischer Begriff – das Schützen gegen die Feinde der Verfassung – aber er wird inzwi-

schen auch in Diskussionen über die Außenpolitik verwendet. Und dieser Druck von außen ist ja auch ein antidemokratischer. Bei den Veranstaltungen waren Vertreter des Militärs, des Verfassungsschutzes und der Zivilgesellschaft – alle haben sich Gedanken über den Begriff der Wehrhaftigkeit gemacht. Solche Foren können hier in der THA geschaffen werden.

Die internationalen Programme sind auch toll. So hat die IAF 14 Mal im Jahr einwöchige/12-tägige Seminare organisiert. Und auch die Auslandsstruktur der Stiftung ist großartig, also die Regionalbüros. So wurden Leute aus dem Ausland für diese Seminare nominiert, also unter anderem NGO Vertreter, Parlamentarier – aus Afrika, Südamerika, Asien, aus Osteuropa oder Westeuropa – 30 Leute aus 30 Ländern. Sie haben dann über Themen wie Sustainability, Female Leadership diskutiert, mit sehr interessanten Referenten. Das war toll, die ganze Welt in Gummersbach zu haben. So auch die Abschlussabende, bei denen die Teilnehmer landestypische Dinge mitbringen – sehr interessant, und speziell bei den afrikanischen und asiatischen Teilnehmern tatsächlich total faszinierend. Hier in Gummersbach auf dem Hügel hat die ganze Welt politisch diskutiert.

Würden Sie das auch als einen liberalen Geist verstehen? In diesem Sinne geht ja gerade um die Perspektivenvielfalt und nicht um eine normative Ausrichtung.

Ja genau, es geht nicht um einen Abschluss, sondern um eine Öffnung nach außen.

Bekommen diese verschiedenen Programme nun einen anderen Ort, wenn die THA geschlossen sein wird?

Nein, das wird komplett beendet. Die IAF hat ihren Standort in Gummersbach und wird wie die THA vollständig eingestellt. So werden ja auch Auslandsstandorte geschlossen. Es findet eine große Umstrukturierung im Inland statt. Sie werden im Jahr 2026 eine völlig veränderte Stiftung sehen. Aber ja, perspektivisch möchte ich nicht ausschließen, dass die Programme wieder-

belebt werden können. So ein internationales Besucherprogramm auf Basis der internationalen Struktur der Stiftung – das kann auch wieder aufleben –, aber im Moment fehlt dafür die Kraft. Mit dem Schließen der THA ist, glaube ich, das Kapitel eigene Bildungsstätte dauerhaft erledigt. Aber das haben die anderen politischen Stiftungen alle auch schon gemacht: Die Friedrich-Ebert-Stiftung als auch die Konrad-Adenauer-Stiftung haben ihre Bildungsstätten geschlossen. Allerdings kann der sozialdemokratische Kosmos auf gewerkschaftliche und die Konrad-Adenauer-Stiftung auf kirchliche Strukturen zurückgreifen. Das fehlt im liberalen Umfeld. Es soll aber ab 2026 ein Tagungszentrum der Stiftung in Düsseldorf entstehen, das „Bildungszentrum NRW“ – das wird auch mehrtägige Veranstaltungen anbieten, aber nicht mehr mit einer eigenen angeschlossenen Bildungsstätte. Ich hoffe, dass dort auch eine neue Heimat für die Stipendiatenschaft entsteht.

Wie hat denn die Belegschaft der THA auf die Entscheidung der Schließung reagiert? Es sind ja 38 Personen bei Ihnen beschäftigt.

Das ist hier natürlich eine Katastrophe. Das kann man nicht anders sagen. Manche haben auch schon Alternativen gefunden, manche stehen nun im Kontakt mit der Arbeitsagentur. Hier sind erstmal alle entlassen – so ist die Stimmung.

Das kann man nicht romantisieren.

So ist es. Küche und Service, der Empfang, die Hausmeisterei – das wird es nicht mehr in den neuen Strukturen geben. Diese Jobs fallen dauerhaft weg. Viele der Beschäftigten sind sehr lang hier, bis zu 35 Jahren. Da ist natürlich eine starke Identifikation mit dem Haus entstanden, was den Prozess der Schließung zu einem sehr emotionalen Prozess vor Ort macht. Umso mehr Respekt habe ich vor der Professionalität, die alle an den Tag legen: die Akademie soll bis zum letzten Tag gut funktionieren. Als Leiter bin ich da sehr dankbar, es ist keine Selbstverständlichkeit!

*Das Haus wurde der Friedrich-Nau-
mann-Stiftung 1967 von der Stadt
Gummersbach geschenkt.
Der Bürgermeister von Gummersbach,
Frank Helmenstein, hat die Entschei-
dung der Schließung kritisiert:
Gerade jetzt, wo die Demokratie
bedroht ist, sollten Einrichtungen wie
diese bleiben.*

Ja, grundsätzlich teile ich diese Kritik. Wir sehen auch im Bundeshaushalt, dass der Anteil der Gelder für politische Stiftungen und Bildung sinken wird. Wenn die Kritik an diese Ebene adressiert ist, würde ich das unbedingt unterstützen. Es ist ja keine freiwillige Entscheidung der Stiftung, weniger zu machen, sondern das Geld steht einfach nicht mehr zur Verfügung. In Themen wie politische Bildung, Demokratie und Resilienz von Demokratie müsste auf Bundesebene mehr investiert werden. Wenn man die Kritik jetzt nur bei der Stiftung ablädt, ist das zu kurz gesprungen.

*Was war denn die Reaktion der Stadt
Gummersbach?*

Die waren natürlich entsetzt. Also 58 Jahre ist man hier, das hat schon etwas Identitätsstiftendes. Ich würde die THA jetzt nicht zum Kölner Dom erklären, aber sie gehört schon einfach dazu. Und dass ein liberales Zentrum mit der Stadt Gummersbach verbunden wird – die Präsenz dieser Verbindung konnte man an der Reaktion der Leute sehen. Die Beschäftigten der THA und der IAF sind alles Mitarbeiter, die hier in Gummersbach oder in den Gemeinden leben – es ist also auch ein wirtschaftlicher Punkt für Gummersbach. Und wir machen auch Umsätze hier – so beispielsweise das Restaurant: die Verpflegung wird größtenteils vor Ort eingekauft, das Frühstück, die Handwerksbetriebe, die uns seit Jahrzehnten begleiten und unsere Anlagen kennen. Die Wäscherei, die Reinigungsfirma; sie verlieren alle einen Auftraggeber.

*Sie waren lange Zeit als Dozent an
der Universität tätig, Sie haben
Philosophie, Germanistik Politik
studiert. In welchem Bereich sind
Sie spezialisiert?*

Ich bin Altgermanist. Ich habe in meiner Dissertation über Altjiddisch gearbeitet. Im Spezifischen habe ich mich mit der Bezeichnung der jüdischen Volkssprache auseinandergesetzt. Die Bezeichnung Altjiddisch hat sich etabliert und ich habe mich gefragt, ob dies eine sinnvolle Bezeichnung ist. Also, ob man nicht nationalsprachliche Kategorien, also neuzeitliche Kategorien, auf ein Sprachenkontinuum aus dem Mittelalter überträgt, das gar keine Nationalsprachen kannte. Man erzeugt also mit der Bezeichnung eine Entität, die historisch nicht gegeben war.

*In Ihrer Arbeit als Wissenschaftler –
Schlagen Sie eine Brücke zwischen
Ihrem politischen Engagement, den
liberalen Ideen, die Sie als Haltung
vertreten und der Tradition aus der
Altgermanistik? Gibt es dort auch
Schriften oder eine Denktradition,
die liberale Wurzeln besitzt?*

So konkret würde ich die Verbindung nicht machen. Aber ich würde unbedingt betonen, dass historische Wissenschaften grundsätzlich ein Bewusstsein dafür schärfen, dass das, was wir gerne als gegeben nehmen, natürlich enormen Wandelprozessen unterworfen ist – vom Sprachwandel über einen Kulturwandel. Das macht sensibel für Behauptungen des ewigen Richtigseins. Solche Aussagen sind eigentlich immer unklug, das lernt man im wissenschaftlichen Arbeiten. Und auch kulturwissenschaftliche Fragestellungen sind hochaktuell: so würde ich Allen, die sich ständig über das Gendern aufregen und das für Quatsch halten, gerne historische Texte schicken, die sich mit solchen Fragen beschäftigen. Ich finde diese Differenzierung zwischen Sex als biologisches Geschlecht und Gender als kulturelles Geschlecht absolut schlagend. Und wenn man historische Schnitte macht, wird man aufmerksam auf die Konstruktionen dessen, was wir aus dem biologischen Befund machen. Ich würde allerdings an einer biologischen binären Basis festhalten wollen, ich bin also kein Judith Butler Anhänger – aber die Frage ist, was machen wir daraus? Hier auf geben Kulturen ganz unterschiedliche Antworten, woran man sehen kann, wie sehr das konstruiert ist, was wir als Mann oder als Frau ansprechen.

Die Literatur ist ein Testfeld für das Durchspielen verschiedener Rollen, so gibt es ganz viele weibliche Figuren, die als kämpfende Frauen inszeniert werden – mit Johanna von Orleans findet das sogar den Weg in die politische Realität des Spätmittelalters. Oder auch die Präsenz der kulturellen Differenz in frühen Schriften, also ein Postkolonialer Diskurs avant la lettre. Natürlich hat im Mittelalter keiner explizit darüber nachgedacht, aber es gibt Reiseliteratur, Orientliteratur, Kreuzfahrer-Literatur, in der kulturelle Differenz thematisiert wird. Durch das Inszenieren von Unüblichkeiten bekommt man Üblichkeiten in den Blick.

Und da merkt man, dass alles gemacht, also konstruiert ist: Fiktion lässt die Realität besser sehen, das dürfte auch eine ihrer wesentlichen Funktionen sein. Deshalb ist sie so faszinierend, sie ist das große Testfeld: Da kann man alles einmal durchspielen, besonders realistisch oder besonders fantastisch. Was beschäftigt gerade die Gesellschaft? Das kann man an der Literatur ablesen. Sie reagiert auf etwas. Was werden für Rollen erprobt? Was für Möglichkeiten bieten solche fiktionalen Welten? Man wird sensibel dafür, dass die Menschen nicht nur mit vorgegebenen Dingen arbeiten, sondern in ihrer Kreativität ständig versuchen, auch Grenzen zu verschieben und Neues auszuprobieren. Möglichkeiten offenzuhalten – hier sehe ich eine klare Brücke zu einem liberalen Ansatz für die Gesellschaft.

*Sie sehen also einen wesentlichen
Aspekt der liberalen Gesellschaft im
Geben von Möglichkeiten, sich indivi-
duell auszuprobieren? Im Denken als
auch in sozialen Rollen?*

Ja, genau. Es gilt, die historische Differenz zu betrachten: So gibt es jede Menge Möglichkeiten, Verhältnisse anders zu sehen, als wir es gerade tun. In den 50er Jahren wurde es anders gesehen als in den 70er Jahren. Die Bandbreite wird natürlich größer, wenn man die Zeitspanne erweitert.

*Können wir an dieser Stelle einen
Sprung wagen – hin zu Ihrer Einschät-
zung der aktuellen gesellschaftlichen
Situation? Immer häufiger ist zu hören,*

der politische Liberalismus befinde sich auf dem Rückzug. Er müsse sich zunehmend gegenüber starken normativen Positionen behaupten. Zugleich lässt sich beobachten, dass mediengesellschaftlich nahezu alles sag- und darstellbar geworden ist: Es findet eine immense Produktion von Fiktionalität statt. Gleichzeitig wächst jedoch der Eindruck, dass der gesellschaftliche Raum enger wird. Sehen Sie zwischen diesen Entwicklungen einen Zusammenhang?

Ich glaube, der Vorwurf, der dem Liberalismus begegnet, ist nicht neu. Er besteht darin, dass er Sicherheiten, Gewohnheiten, Traditionen, abbaut. Und dass sich in einer liberalen kosmopolitischen Welt das Unsicherheitspotential vergrößert. Und hierzu sehen wir Gegenbewegungen: Man möchte Klarheiten und Sicherheiten haben. Und wenn man diese nicht geliefert bekommt, dann sucht man nach Leuten, die vielleicht „lieferfähig“ sind. Das sind dann tendenziell populistische Ansätze, die einem versprechen, dass mit diesen Überforderungen Schluss gemacht wird und man sich auf die „guten alten Dinge“ zurückbesinnt. So, wie sie früher einmal waren. Sie waren zwar früher auch nicht so, aber diese imaginierten Vergangenheiten sind offensichtlich sehr verlockend.

Wie erklären Sie aus dieser Perspektive die Tendenz, dass gerade immer mehr jüngere Leute konservativ, bzw. rechtsextrem wählen, obwohl in dem Alter ja gerade das individuelle Ausprobieren wichtig ist?

Ja, ich glaube, das spielt zwar eine Rolle, doch gleichzeitig bestehen in den stark konservativen Ansätzen klare Identifikationsangebote. Man bekommt relativ starke Rollenmodelle geliefert. Es ist eine Bewegung, die sich gerade gegen die Auflösung von Rollenverständnissen richtet. Hierin liegt dann auch der Widerstand gegen alles, was mit LGBTQ+, Emanzipationsbewegungen und abweichenden Rollenverständnissen zu Familien zusammenhängt. Die klaren Rollenmodelle sehen wir bei den Frauen, die sich als Hausfrauen inszenieren (Das Phänomen der „Tradwife“) und den Männern, die „wieder richtig

Männer sein dürfen“. In dieser Haltung liegt dann selbst etwas Widerständiges, gegen diesen sogenannten „woken Mainstream“. Es ist selbst ein Widersprechen gegen etwas, was man als vorgegeben betrachtet: im Zweifel also die Elterngeneration, die liberal ist. Wir können einen konservativen Backlash beobachten, der selbst etwas Revolutionäres hat.

Eine vermeintlich progressive Bewegung, die illiberale Werte vertritt – also man kann sagen, eine dialektische Bewegung?

Ja genau, allerdings würde ich ungern den Begriff progressiv hier verbrauchen. Das, was wir bei der Neuen Rechten bei uns und international sehen, hat eher revolutionären Charakter, hat ganz klar mehr als Konservatismus im Sinne. Man möchte ein anderes, illiberales System. Das wird intellektuell vorgedacht und konsequent verfolgt. Das darf man nicht naiv übersehen, das sind Feinde unserer liberalen Demokratie! So, wie es die sozialistisch-kommunistischen Ideologen auch sind.

Wenn Sie nun optimistisch in die Zukunft schauen – gerade mit Bezug auf die FDP und die liberale Programmatik. Was sehen Sie? In den nächsten 10 Jahren?

Gerade vor dem Hintergrund dieser Herausforderungen geht meine Hoffnung in Bezug auf den Liberalismus und die FDP dahin, dass wir selber die Kraft finden, diesen sehr unproduktiven Links-Rechts-Diskurs hinter uns zu lassen. Wir sind diejenigen, die Zukunft gestalten wollen – mit einer Offenheit. Mit einer Offenheit für Technologie, aber auch Offenheit für gesellschaftliche Entwicklungen. Es geht um eine Offenheit im internationalen Kontext: Eine neugierige Haltung, die Chancen sucht und Chancen ermöglicht, anstatt darüber zu diskutieren, ob man sich nun von rechts

oder links abgrenzen muss. Ich wünsche mir eine offene Gesellschaft, in der wir wieder ernsthaft den Anschluss an die Tradition einer liberalen pluralistischen, weltoffenen Gesellschaft finden. Eine solche Haltung bildet auch die beste Bastion gegen die Populisten an den extremen Rändern. Dafür sehe ich im Übrigen einen großen Resonanzraum. Und ich glaube auch nicht, dass das von jemand anderem bedient wird.

Herr Deutsch, vielen Dank für dieses Gespräch.



Natalie Pfaff

promoviert im Bereich Philosophie zum Thema Phänomenologie der Virtualität an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Sie ist in der Promotionsförderung der FNF.

natalie.pfaff@yahoo.de

Eure einprägsamsten Erlebnisse in der Theodor-Heuss-Akademie

Zum Ende des Jahres 2025 müssen wir uns von der Theodor-Heuss-Akademie als unser liberales Wohnzimmer und Heimat der Stipendiat:innenschaft verabschieden. Wir haben euch nach euren Highlights und besonderen Momenten auf dem Zauberberg gefragt. Ihr habt sie mit uns geteilt. Hier sind sie.

01. Unser Stipendiat und Sprecher der Stipendiat:innenschaft **Julian Elspaß** hat im Rahmen eines KI-Seminars auf dem Zauberberg einen Song über die THA im 2000er-Deutschrap-Stil erstellt. An dieser schönen Erinnerung lässt er euch gern teilhaben.



02. Unser Altstipendiat **René Sternberg** lässt uns folgendes zur Entstehungsgeschichte des Namens „Zauberberg“ zukommen:

Manche fragen sich vielleicht, wo der Begriff Zauberberg herkommt. Dieser entstammt aus der aktiven Stipendiatenschaft des Jahres 2010. Der Altstipendiat Eric Sobolewski schreibt die konkrete Wortschöpfung dem Altstipendiaten Gero Brandes zu. Die aktive Stipendiatenschaft fing damals an, die Theodor-Heuss-Akademie (THA) „Zauberberg“ zu nennen. 2010/11 durfte ich Teil des Sprecherrats sein und wir nutzten den Begriff zum Beispiel im Grußwort des damaligen stipendiatischen Jahrbuchs aus dem Jahre 2010 oder in den Einladungen für den Konvent der Stipendiaten und für das Aktiventreffen der Stipendiatenschaft im Jahre 2011. Einigen Angestellten der THA und der Stiftung hat diese Wortschöpfung so gefallen, weshalb sie den Begriff auf für andere Zwecke übernahmen. Immer wenn ich im Kontext der Stiftung vom Zauberberg las, kamen bei mir sehr schöne Erinnerungen aus der damaligen Zeit hoch, weshalb ich die Schließung der THA sehr bedauere.



„Zauberberg“ im Grußwort des Jahrbuchs 2010



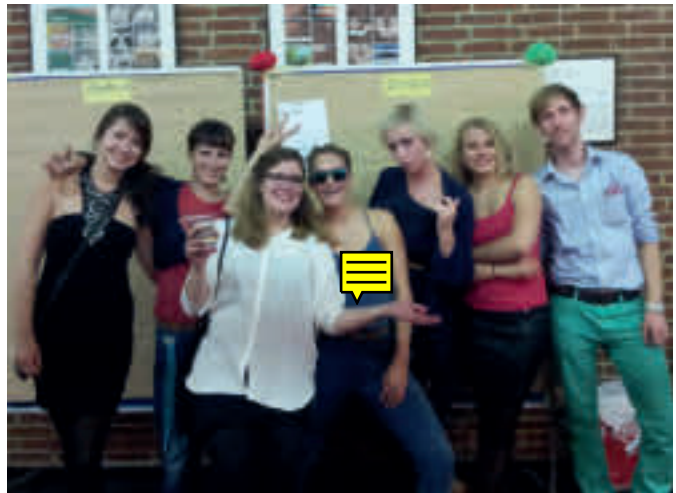
05. Unsere Altstipendiatin **Moria Braun** lässt uns tolle Eindrücke aus dem Stipendiatenleben der Jahre 2010 bis 2018 zukommen.



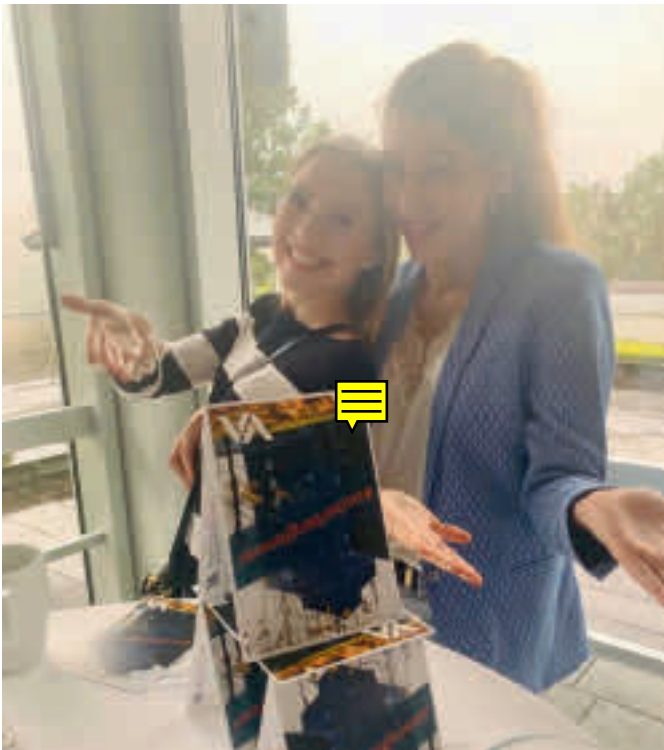
2014 Konvent

03. Unsere Altstipendiatin **Gisela Piltz** erinnert sich an einen historischen Moment der deutschen Geschichte zurück, den sie auf dem Zauberberg miterleben sollte...

Neben vielen liberalen Wochenenden, Seminaren und Begegnungen werde ich diesen einen Tag in der THA niemals vergessen. Am 30.9.1989 verbrachten wir Junge Liberale ein Programmatisches Wochenende auf dem Zauberberg und konnten die berühmte Rede des damaligen Außenministers Hans-Dietrich Genscher vor Ort live verfolgen. Ich habe es noch im Ohr: „Wir sind zu Ihnen gekommen, um Ihnen mitzuteilen, dass heute Ihre Ausreise...“. Wenn ich an diesen Moment auf dem Zauberberg zurückdenke, habe ich immer noch Gänsehaut...



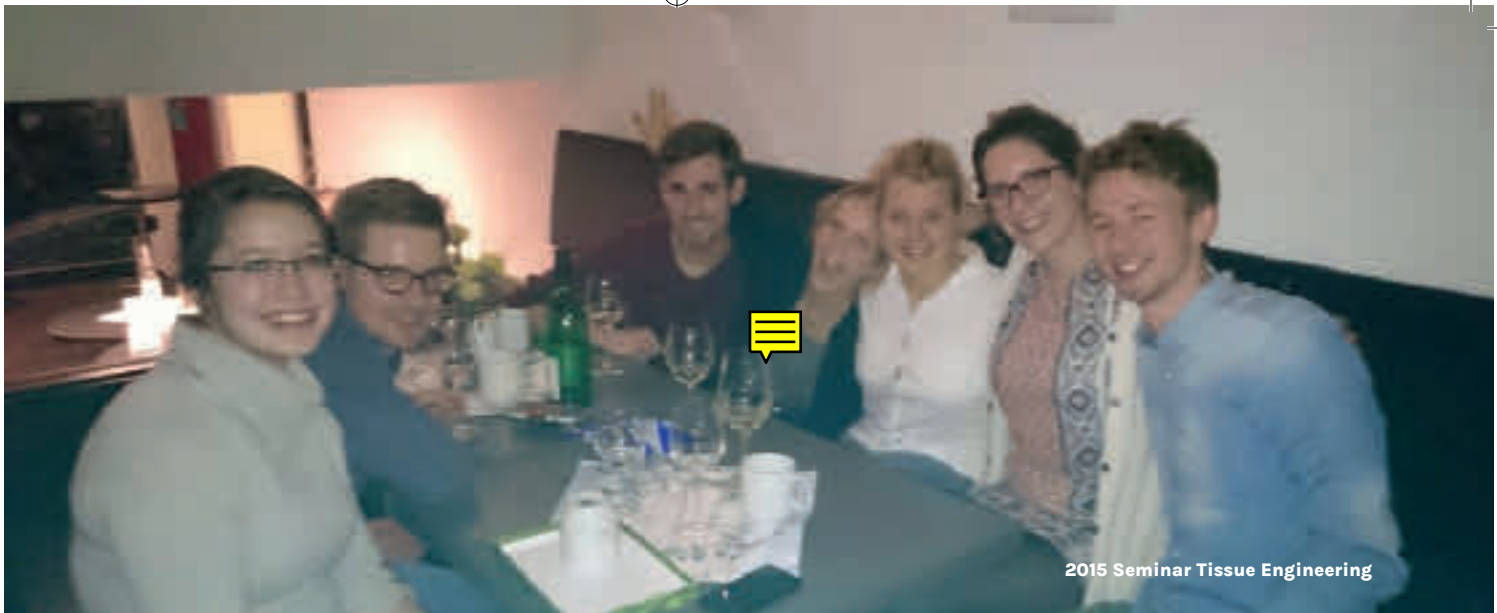
2014 Konvent



04. Unser Vorstandsmitglied **Sibylla Elsing** teilt ein Foto mit unserem ehemaligen VSA-Vorstandsmitglied Svenja Schnepel, das beim VSA-Konvent 2023 in der THA entstanden ist.



2015 Konvent



2015 Seminar Tissue Engineering



2015 Strategieforum



2015 Strategieforum



2016 Strategieforum



2016 Konvent

06. Unser Stipendiat **Tim Dornbach** teilt Fotos vom letzten stipendiatischen Konvent in der Theodor-Heuss-Akademie im September 2025 – DIY-Bar und Karaoke selbstverständlich inklusive.



THA ABSCHIED



07. Unsere Chefredakteurin **Anthea Wendland** teilt ihre schönsten und einprägsamsten Momente auf dem Zauberberg.



Politische Bildung hat beim Verteidigungsseminar im Oktober 2025 in der THA nochmal ein Revival der besonderen Art erlebt – anstatt an der Bar lassen einige Stips den Seminartag lieber bei einer entspannten ARTE-Doku ausklingen. Ein Ausdruck des Wandels der stipendiatischen Kultur.



Florian und ich haben uns 2024 in der FNF kennengelernt und mittlerweile einen Verein zusammen gegründet. Auf dem Verteidigungsseminar im Oktober 2025 haben wir uns das erste Mal live gesehen unter dem besonderen Umstand, dass es für uns beide das letzte Mal in der THA sein sollte.



Karaoke-Nacht auf dem stipendiatischen Konvent 2024



Die Sprecher:innen der Stipendiat:innenschaft übergeben ihre Posten an die nächste Generation – letztmalig in der THA.



Die Stipendiat:innenschaft hinterlässt dem Zauberberg auf dem letzten THA-Konvent ein großes DANKE.

08. Unser Altstipendiat **Peter Altmiks** teilt ein Foto von einem Vortrag in der THA im März 2023, der ihn und den ehemaligen Leiter der THA, Klaus Fußmann, zeigt.



09. Unser Altstipendiat **Philipp Grzywaczyk** teilt einige Fotos im Inneren der (fast) leeren THA als Erinnerungen an das Gebäude und die Stätte, die im September 2025 entstanden sind.

Seinen gesamten Fotoband könnt ihr über den QR-Code einsehen. Wer Interesse an einer Printversion hat, kann sich gern bei Philipp melden: photo.ph.grz@gmail.com





10. Unser Altstipendiat **Clemens Schneider** blickt zurück auf lebhaftere Nächte und richtet seinen besonderen Dank an das Team der THA:

Eine der schönsten Erinnerungen, die ich mit der THA verbinde, sind die Konvente der frühen 2010er Jahre. Die ganze Bude war komplett ausgebucht: In vielen Zimmern lagen Matratzen, um noch mehr Stips unterzubringen. Gegessen wurde in Schichten. Gefeierte bis ins Morgengrauen. Und es waren ganz viele Leute da, die Bock hatten, was zu machen. Das Highlight war natürlich der Bunte Abend, aber der hatte noch einmal ein ganz eigenes Highlight. Denn alle warteten auf den Moment, wenn Christian Taaks, der wunderbare Leiter der Begabtenförderung, die Halle betrat, nachdem er in seine gelben Chucks gewechselt hatte. Das war der Moment, wo die Party richtig losging! Dieses freundschaftliche und ausgelassene Miteinander hat die ganze Stipendiatenschaft über das Jahr hinweg durchwirkt und geprägt.

An der Stelle gilt es natürlich auch, besonders den dankbaren Blick auf die Mitarbeiter:innen der THA zu richten: Diejenigen in den Büros, die sich um Logistik, Organisation und Planung gekümmert haben. Diejenigen am Empfang, die für reibungs-

lose Abläufe sorgten und immer für alles Lösungen fanden. Diejenigen in der Küche und in der Wacholderstube, die aus scheinbar unendlichen Ressourcen für unser leibliches Wohl sorgten. Und ganz besonders diejenigen, die schon in den frühen Morgenstunden anrückten, um zu räumen, zu wischen und zu saugen, so dass die THA wieder aussah wie neu. Ohne diese Menschen wäre die THA ein seelenloser Ort gewesen. Ich hoffe, dass die dankbare Erinnerung an sie in den Herzen der Stips immer wach bleibt!

Abschied vom Zauberberg

— DR. MARC BAUER

Vor langer Zeit in einer weit entfernten Galaxis sprach mich der damalige Vorsitzende meiner örtlichen Liberalen Hochschulgruppe an, ob ich nicht mit auf den „Zauberberg“ wolle. Ich sagte zu, mit sehr wenig Vorstellungskraft, was mich in Gummersbach erwarten würde (ein Thomas-Mann-Lesekreis?); eine Stadt, die ich bisher ausschließlich aus den Sportnachrichten kannte. Zu viert fuhren wir durch das zunehmend rauer werdende bergische Land, bis wir dann einen für die Region wohl namensgebenden Anstieg nahmen, der den Spritverbrauch des Wagens ausschlagen ließ. Was folgte, war ein Anblick, den ich seitdem immer wieder mit Nachhause-Kommen assoziiere: Der Turm der Theodor-Heuss-Akademie, der sich auf der Anhöhe abzeichnete. Das Bauwerk im Bauhausstil mit bergischen Einflüssen, das sich über der Stadt erhob. Deren Gebäude aber so weit entfernt sind, dass sich vom ersten Schritt durch die schmiedeeiserne Tür hindurch das Gefühl aufdrängte, eine echte Klausurtagungsatmosphäre zu erleben. Es fehlten nur die Klänge von John Williams, die Harry Potters ersten Blick auf Hogwarts begleiteten.

Wenn einige wenige Dutzend Menschen ein ganzes Wochenende miteinander verbringen, dann entsteht eine Nähe, die es bei anderen Formaten nicht gibt. Nicht bei Präsenzveranstaltungen, nach deren offiziellem Teil alle nachhause gehen oder sich in die (Groß-)Stadt verstreuen, und erst recht nicht bei digitalen Events, so technisch vollendet sie auch sein mögen. Wenn sich nach dem Mittagessen sonntags die Teilnehmer Richtung Ausgang bewegten, ließ sich an der Herz-

lichkeit des Abschieds ablesen, wie intensiv die Erfahrungen waren. Das bittersüße Abschiedszeremoniell spiegelte die stundenlangen Gespräche wider, die oft bis tief in die Nacht gegangen sind. Die Akademie war zu klein und zu abgeschieden, als dass nicht Jeder einmal mit Jedem ein längeres Gespräch führen konnte. Und oftmals blieb es nicht bei einem Gespräch, und aus Minuten wurden Stunden. Bis irgendwann die ersten Morgenstrahlen den neuen Tag ankündigten. Wie viele Freundschaften sind schon in diesem „Wohnzimmer des Liberalismus“ geschlossen worden?

Für mich war der Zauberberg der magische Schrank in die weite Welt des organisierten Liberalismus. Ein Seminarwochenende war Komfort und Herausforderung zugleich. Der Zauberberg war ein geschützter Raum, in dem ich Menschen mit ähnlichen Werten wie auch Teilnehmer mit anderen Meinungen kennenlernen konnte. In einer solchen Umgebung sind vertraute Gespräche, ist ehrlicher Austausch möglich, können sich Diskussionen jenseits von Phrasen und Performance entwickeln, wie sie für öffentliche Bühnen so typisch sind. Hier können Gruppierungen aufgebrochen werden, sei es nach Landesverband oder nach Strömung, die sich auf größeren Kongressen immer zeigen. Hier traf ich auf Menschen mit ganz unterschiedlichem Hintergrund, aus anderen Regionen, anderem Studienfach. Der Zauberberg bot stets einen Ausschnitt aus der ganzen Bandbreite des organisierten Liberalismus.

Der Zauberberg war ein Ort, an dem vertieftes Nachdenken möglich war. Hier wurden programmatische Forderungen er-sonnen, Grundsatzfragen diskutiert, strategische Weichenstellungen gestellt. Das buchstäbliche Zurückziehen aus der Stadt, hoch auf ein einsames Gebäude, bot den angemessenen Rahmen für solche Debatten. Und der auf dem Papier so lange und in der Realität doch so schnell verlebte Zeitraum zwischen dem ersten Abendessen und dem letzten Mittagessen ermöglichte auch, sich in Themen tatsächlich einmal einzuarbeiten und Entscheidungen wohlüberlegt und nicht aus der Dynamik eines kurzweiligen Austauschs heraus zu treffen. In solchen Momenten wirkten die politischen Entscheidungszentren in Berlin und Brüssel, selbst in Düsseldorf, unendlich weit weg. In Zeiten, in denen die Tagespolitik so gehetzt und unübersichtlich geworden ist, braucht es Räume für solch eine Wochenendpolitik.

Besonders wertvoll war das große Maß an Autonomie und Eigeninitiative, das den Seminarorganisatoren von der Stiftung zugestanden und von ihnen gezeigt wurde. Die abgestuften Verantwortlichkeiten – vom Vortrag in einem Panel über die Leitung eines Arbeitskreises bis hin zur Gesamtverantwortung für das Seminar – ermöglichten Vielen einen niedrigschwelligen Einstieg in die aktive Mitgestaltung und zeigten Entwicklungsmöglichkeiten auf. Dabei bestätigte sich im Mikrokosmos der Seminarplanung auch immer wieder, was Liberale auch im Großen hochhalten: Die besten Resultate werden nicht mit den strengsten Regeln, den striktesten Deadlines und der meisten Detailplanung erzielt. Spielräume für die Organisatoren zu lassen zeitigte in aller Regel die größten Erfolge.

Zu einem ehrlichen Fazit gehört auch, auf negative Entwicklungen hinzuweisen. Die Corona-Pandemie, während derer über ein Jahr keine Veranstaltungen auf dem Zauberberg und längere Zeit nur solche unter Einschränkungen stattfanden, bedeutete eine Zäsur, welche die stipendiatistische Kultur und die liberale Verbandskultur nachhaltig verändert hat – Manche würden sagen: eine Zäsur, von der sie sich bis heute nicht ganz erholt hat. Dies hatte auch Auswirkungen auf die Seminare auf dem Zauberberg, doch waren die THA-Seminare weiterhin Leuchttürme für die gesamte liberale Veranstaltungskultur. Dass die THA geschlossen wird, ist doppelt bitter, weil dadurch auch Traditionslinien enden, von denen belebende Impulse für den organisierten Liberalismus insgesamt ausgehen könnten.

Eine wichtige Tradition, die ich auf dem Zauberberg stärker als irgendwo sonst verinnerlicht habe, ist, bei allem inhaltlichen Dissens, bei allem Bemühen um effiziente Lösungen nicht den menschlichen Faktor zu vergessen. „I attack ideas,

I don't attack persons“, das Motto des streitbaren US-Bundesrichters Antonin Scalia, der die engste Freundschaft mit seiner politisch grundverschiedenen Richterkollegin Ruth Bader-Ginsburg pflegte, lässt sich leichter mit Leben füllen, wenn auch die Räume und die Zeit dafür da sind. Hierfür war der Zauberberg wie geschaffen, denn nach einem langen Seminartag mit hitzigen Debatten kehrten alle Teilnehmer in die Wacholderstube ein und konnten erleben, dass nichts so heiß getrunken wird, wie es gekocht wird. Solche Momente der Reflexion und des persönlichen Kennenlernens sind wichtig und sollten auch in künftigen Veranstaltungsformaten Beachtung finden.

Gleichermaßen hat die anhaltende Beliebtheit des Zauberbergs gezeigt, wie wichtig die Verbindung von inhaltlicher Arbeit und Vernetzung ist. Nur wenige Menschen sind bereit, ihr ganzes Wochenende in Konferenzräumen zu verbringen und Zeit und Nerven um der liberalen Sache willen aufzuopfern. Aber die Wahrscheinlichkeit ist immens höher, wenn dies in einem Umfeld geschieht, das angenehm ist, das sogar als Gemeinschaft empfunden wird. Netzwerken – in den Pausen, beim Essen, abends – ist nicht nur ein nice to have, sondern ein essenzieller Bestandteil einer nachhaltigen und lebendigen Verbandskultur. Nichts stiftet mehr Gemeinsinn als das gemeinsame Mitsingen bei den legendären Gummersbacher Karaokeabenden.

Akademien lassen sich schließen. Doch der Zauberberg bleibt. Als Erinnerung. Und nicht zuletzt auch als Auftrag. Räume des Zusammenkommens und des Zusammenarbeitens zu finden und zu schaffen ist der Auftrag für alle, die der liberalen Sache verbunden sind. Denn gute Ideen reifen nicht im luftleeren Raum, und dauerhafte Begeisterung erwächst weder durch Pflichtseminare noch Werbekampagnen. Wenn aber Liberalismus mit Leidenschaft gelebt und vorgelebt wird, müssen wir uns keine Sorgen um die Zukunft machen.



Dr. Marc Bauer

promovierte im Bereich Rechtswissenschaften zum Thema „Verfolgungsverjährung im Sexualstrafrecht“ an der Universität zu Köln. Er arbeitet derzeit als Associate bei Hengeler Mueller und war zuvor als Referent im Bundesministerium der Justiz tätig.
marc.bauer@julis.de



Mehr Mut zur Freiheit

Was ich von meinen Schülern über Glück gelernt habe

—SVEN SCHÜTT

Ein Lehrer trifft seine ehemalige Schülerin am Bahnhof in Bitterfeld. „Herr Schütt, Sie sind doch froh, dass wir endlich aus der Schule weg sind.“

„Froh, nein! Ihr wart mein bester Jahrgang!“

„Aber deswegen sind Sie doch froh, dass Ihre Küken nun fliegen gelernt haben und zu freien Vögeln geworden sind, die in die Welt hinausziehen.“

Genau so ereignete sich ein Treffen, das ich diese Woche hatte. Und genau dieses Treffen war der Ansporn, in mich zu gehen und diesen Artikel zu schreiben.

In einem kleinen (nicht ganz gallischen) Dorf in der Gemeinde Muldestausee in Anhalt-Bitterfeld, in der die AfD über 40 %, die Linke fast 9 % und die FDP nicht einmal 3 % zur Bundestagswahl bekam, liegt eine Gemeinschaftsschule, an der die meisten libertären Lehrer schon lange verzweifelt wären.

Und genau an dieser Schule bin ich nun seit über drei Jahren tätig.

Viele sind der Ansicht, dass die Jugend immer schlimmer wird. Sie seien nicht mehr willig, Dinge anzugehen, sondern gäben sich lieber der Faulheit und der Lust hin, anstatt etwas umzusetzen. Doch ich widerspreche dem. Unser Bildungssystem und viele Haushalte trauen den Kindern aus diversen Gründen zu schnell nichts mehr zu. Wenn man den Kindern

jedoch die Möglichkeit gibt, entstehen wunderschöne Geschichten – und Samen beginnen zu keimen, von denen man nicht einmal ahnte, dass sie in der Erde liegen.

Es braucht Freiheit mit Verantwortung! Und genau das ist der Grundsatz meines Ethikunterrichts an der Schule. Freiheit ist fundamental wichtig, darin sollten sich alle Leser einig sein. Im Bildungswesen wird der Nebensatz jedoch oft vergessen. Es gibt Freiheiten ohne Verantwortung, doch das führt bei Kindern zu Orientierungslosigkeit. Auf der anderen Seite führt Verantwortung zur Selbstwirksamkeit, aus der Engagement geboren wird – und dieses wiederum macht uns glücklich. Genau das müssen wir wieder in die Schulen tragen! Wir müssen den Kindern etwas zutrauen.

Meine Erfahrungen an der Schule zeigen, dass Kinder gestalten wollen und nicht konsumieren möchten. Der blinde Konsum und die Abgabe von Verantwortung wurden ihnen antrainiert. Dabei sind Kinder von Natur aus neugierig und gestaltungsfreudig. Jedes Kind im Alter von zwei bis vier Jahren erobert spielerisch seine Welt. Warum also nicht die Schüler? Warum trauen wir ihnen diese Eigenschaft der Selbstwirksamkeit nicht mehr zu?

Der letzte Jahrgang, den wir diesen Sommer verabschiedet haben, zeigt, dass es anders geht. Wenn wir Kindern die Möglichkeit geben, selbstwirksam zu sein, ergreifen sie diese Chance. Wenn die Schüler verstanden haben, dass Freiheit mit Verantwortung einhergeht, bekommen sie im Unterricht

die Chance, ihre eigene Verfassung zu erstellen. In dieser Verfassung legen sie – abweichend von der Hausordnung – ihre eigenen Rechte und Pflichten fest.

Sie erstreiten sich ihre Freiheiten, die sie verantwortungsvoll umsetzen wollen. Denn auch die Schüler legen die Bestrafungen bei Verstößen gegen diese Verfassung selbst fest. Die Kreativität der Schüler ist dabei meist größer als die der Lehrer. So hat eine Klasse als Konsequenz eines Regelbruchs die Strafe erfunden, zehn Minuten lang den Mülleimer zwischen die Beine zu nehmen und daran riechen zu müssen.

Die Schüler wollen mitwirken und ihren Alltag gestalten. So sehen wir es auch bei unserem Busbegleiter-Projekt an unserer Schule, bei dem ich die Ehre habe, es zu leiten. Die Schüler, die sich für dieses Projekt bewerben, werden von der Polizei, dem DRK und dem Busunternehmen in einem dreitägigen Kurs ausgebildet, um für Recht und Ordnung an der Bushaltestelle und im Bus zu sorgen. Dieses Amt wird von den Schülern sehr ernst genommen, sie organisieren sich auf dem Weg zur und von der Schule selbst. Der Lohn der Schüler? Eine ruhigere und entspanntere Busfahrt.

Genauso sind die Schüler an ihrer finanziellen Freiheit interessiert, weswegen wir an der Schule ein Bitcoin-Projekt eingeführt haben. Damit wollen wir den Fragen der Schüler gerecht werden und ihnen die Möglichkeit geben, selbstständig ihre eigene Wallet mit ihrem eigenen Geld zu verwalten. Dieses Projekt, das erst Anfang dieses Jahres gestartet ist, war mit über 80 Teilnehmern gleich ein Riesenerfolg. Genauso ist das Planspiel Börse jedes Jahr ein großes Thema an unserer Schule, bei dem die Schüler in einem Wettkampf den Umgang mit Wertpapieren spielerisch lernen.

Und diese Möglichkeit, selbstwirksam zu werden, tragen die Schüler aus der Schule hinaus ins Leben. Unser Jugendgemeinderat blüht wieder auf und veranstaltet viele Feste. Viele unserer Schüler trauen sich wieder etwas zu und versuchen, den erweiterten Bildungsabschluss zu erlangen, indem sie nach der zehnten Klasse an ein Gymnasium wechseln.

Sie wollen lernen, wie sie ihr eigenes Leben besser gestalten können – vom Aufräumen des Zimmers bis hin zum Vertreten von Werten und Normen. Sie wollen ihre Welt verbessern, wenn sie in der Schule Optimismus erfahren und die Möglichkeit erhalten, selbst zu wirken! Es liegt an uns, mit gutem Beispiel voranzugehen, den Pessimismus aus dem Lehrplan zu streichen, optimistisch zu sein und den Kindern die Tools an die Hand zu geben, wie sie ihr Leben verbessern können. Dann müssen wir ihnen das Vertrauen geben, ihr Leben selbst zu gestalten.

Glück ist nichts anderes als das Resultat von Selbstwirksamkeit und der Übernahme von Verantwortung. Selbst die Kinder verstehen schnell, dass der bedeutungslose Konsum sozialer Medien nicht glücklich macht. Die Jugend ist nicht unmotiviert und unwillig, sie wird nur zu wenig gefordert und ernst genommen. Wir trauen ihnen nichts mehr zu! Freiheit sollte praktiziert und verteidigt werden, statt sie den Kindern und Jugendlichen einfach zu schenken.

Unsere Aufgabe als Erwachsene ist folgende: Wir sollten den Kindern viel mehr Vertrauen entgegenbringen und ihnen Raum für die Übernahme von Verantwortung geben. Wir müssen konsequent in unseren Regeln sein. Diese sollten klar und leicht verständlich sein. Und natürlich müssen wir diese Regeln als Vorbilder selbst leben. Rauchen oder trinken wir vor den Kindern und verbieten es ihnen dann? Zwingen wir sie zum Sport, obwohl wir selbst keinen machen? Sitzen wir den ganzen Tag am Handy, aber verbieten es den Kindern? Denn Kinder folgen Taten, nicht Worten!

Die Generation, über die so viele klagen, kann die freieste und kompetenteste werden – wenn wir sie nur lassen. Wir unterschätzen unsere Jugend. Freiheit funktioniert, wenn man sie ernst nimmt. Ich sehe das jeden Tag in der Schule. Die Kinder sind hungrig nach Selbstwirkung, nach der Verbesserung ihres eigenen Lebens und danach, ernst genommen zu werden, statt etwas geschenkt zu bekommen, wofür sie nichts tun mussten. Das konnten wir auch bei der Juniorwahl an unserer Schule beobachten, bei der die FDP 9,7 % der Stimmen erhielt.

Wir sollten dieses Verlangen der Schüler nach Selbstwirkung und Freiheit ernst nehmen. Die Schülerin aus dem Anfangsbeispiel berichtete mir in dem Gespräch, wie viele ihrer Mitschüler selbstständig ihr Leben nun bestreiten und glücklich mit ihren Entscheidungen sind. Das bedeutet, dass wir den Mut wiederfinden müssen, zu fordern, statt blind zu fördern, um den Kindern zu helfen, ihr Glück zu finden.



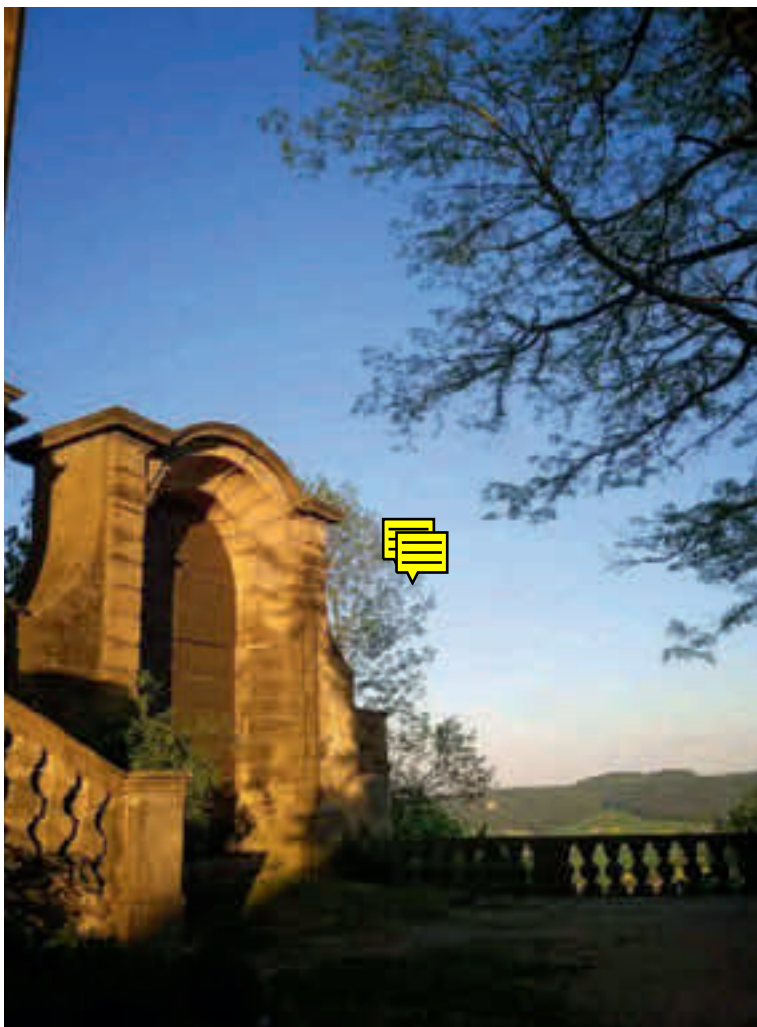
Sven Schütt

hat Philosophy Politics and Economics am CEVRO Institut Prague studiert. Er ist Lehrer für Ethik und Wirtschaft an der Gemeinschaftsschule Muldenstein und Host des Podcast „Deine Verantwortung“.

sven.c.schuett@gmail.com

Valley of the Heart

— BASUNDHARA MAJI —



Where the heart truly belongs, adorned with streams, forests, and wild mulberries...

It was a cloudy day, and not a single bird was singing. Babushka stepped off the train onto unfamiliar soil, her heart heavy with the weight of leaving behind everything she had ever known. A deep melancholy settled over her. Everything in this new place felt strange, so unfamiliar, as if it didn't belong to her, as if she were only a guest passing through. She sighed, letting a wave of nostalgia wash over her.

She settled into her well-furnished new apartment, a cozy little place filled with valuable things, but it lacked the warmth of laughter. She wrestled with her feelings and tried to adjust, missing the spirit of Bayern: the stunning natural landscapes she had left behind, the place that still held her heart and the comfort of familiar connections.

Here too, every day brings morning, afternoon, and night, yet there seems to be no familiar melody in the sky or rhythm in the earth. With each passing day, the place feels more and more desolate to her. The finches still come and gather in her backyard, the bumblebees rest on the branches of the flowering mugwort—but where has that feeling gone, the one that once lay so close to Babushka's heart? Babushka wonders: what makes a place feel like home? Is it the familiar scent of the grasses, the sound of finches chirping outside her study window, or the warmth of the sun filtering through the birch forests of Bayern?

Babushka's days in Bayern were filled with a deep sense of love and belonging—a feeling of being truly connected with nature. That region holds a special place in her heart, especially for its breathtaking natural splendour, which resonates with her the most. She used to stand at the edge of the flowery valley, the golden

light of sunset casting a warm glow over the rolling slopes of Michaelsberg, and feel her heart singing. The memories of those majestic mountains, the whispering wind through the conifers, and the scent of freshly bloomed wildflowers from the mountain valleys linger in her mind like a gentle touch of connection. It was the feeling of being in a place where she could be herself, without fear, without the shadow of injustice.

Her time in Bayern made her feel loved and alive, connected to the lively streams, wandering near the estuaries in search of adventure, feeding flocks of mallard ducks in the forest, and playing among the wildflowers. Yet that connection no longer exists for her here. The picturesque landscapes, the lush greenery, the majestic mountains, and all those lovely feelings now seem to be missing. She thinks to herself: these are only a few of the many natural wonders that make Bayern so beautiful.

Babushka finds this new place increasingly unbearable; she can't seem to get along with anyone or anything here. Even the flowers and trees look strange to her. The linden leaves are falling from the tree outside the house next door, and Babushka is sitting by the window all on her own getting lost in her happy memories. She remembers watching the sunsets from the bouldery Staffelsbach and wandering through its charming forests...there was never a shortage of adventure, never a lack of being welcomed in nature's embrace. Now, Babushka realizes how much she misses the place where she left her heart.

The slender, white, papery trunks, the delicate birch leaves rustling in the breeze, and the vast canopy of sky above all blend together to create a tranquil atmosphere filled with wonder. Bayern's beauty seems endless—spreading through the morning mountain mist, the frozen clouds clinging to dry

branches on a winter afternoon, the yellow-orange leaves of the maples, the clear waters of the Regnitz, and the tiny snowflakes resting on the conifer boughs. That whole region is adorned with beauty, a beauty that calls to her through emotion. Those who live in that beautiful mountain valley are truly fortunate. She remembered the day she wandered through an autumn forest, the rugged grace of the spruces had taken her breath away, and the warm hospitality of the wild birds had made her feel at home. For Babushka, these landscapes are more than scenery; they are living stories.

In her imagination, she travels back to the past, where a full moon lifts over the rocky Bavarian hills, painting the valley silver; a lone dandelion blooms after a season of drought; and a hidden valley bursts with wildflowers, their colors flaring against stone and sand...a fragile miracle of resilience. Babushka feels that the essence of Bayern's charm has really captured her heart, she has left her whole heart there, somewhere in its dense forests, somewhere in its mountain valleys. But there is no way she's going back there soon. Now she lives in this new city, where the concrete is taking its toll on her every day. It is hard for her to look out at the distant, cloudy sky through the glass door; inside, she feels empty.

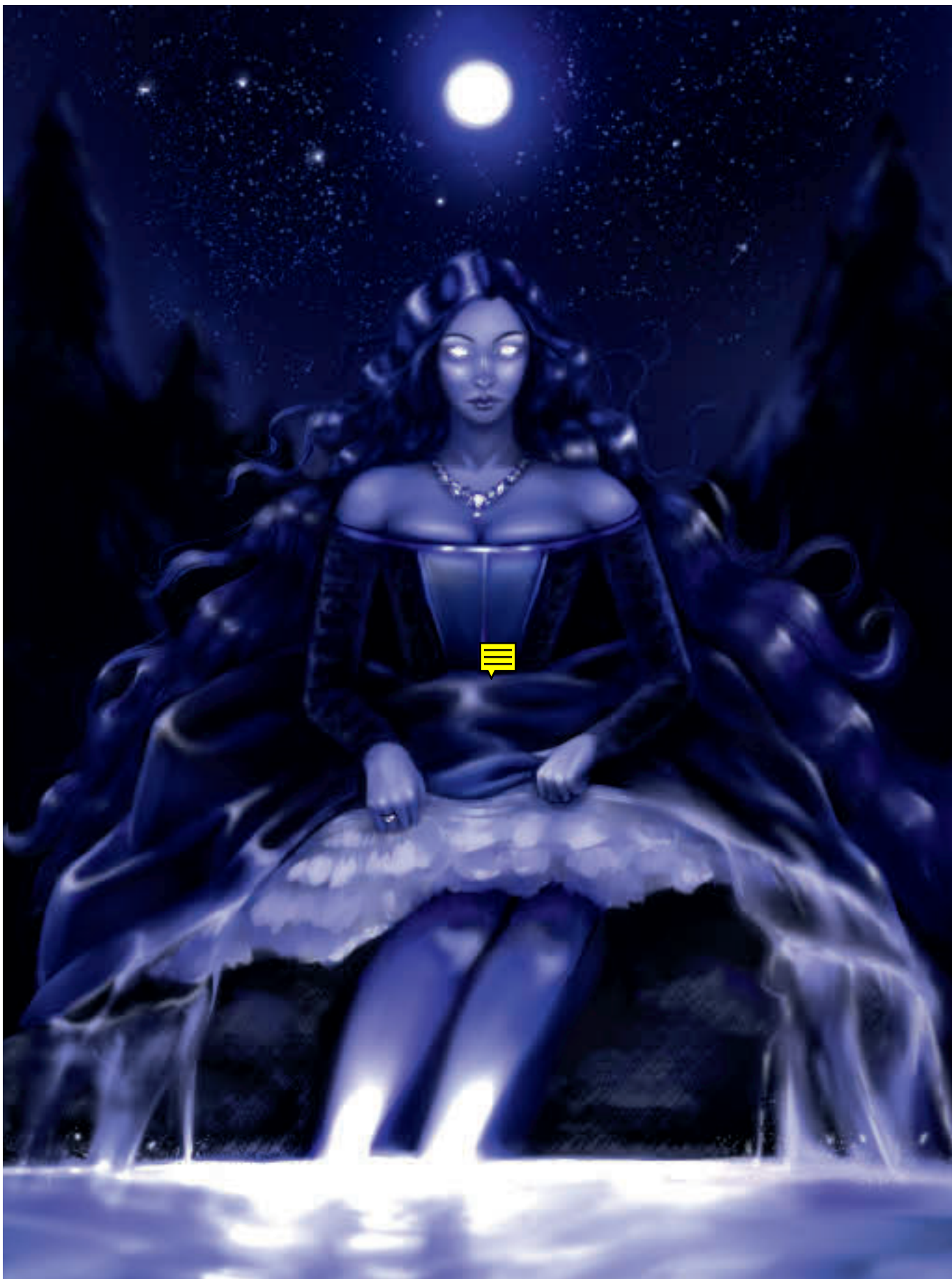
She longs for the past to hold onto her heart where she left it. As she explored the winding trails, marvelled at the picturesque Bavarian hills, sun-bathed mustard fields, and savoured the wild mulberries in the forest, she knew she had found a piece of her heart in that enchanting region. Those who can walk through the cornfields on the hillsides and revel in the beauty of nature—like Babushka once did—have learned what true joy is, what happiness means, what it feels like to be at home.

Now, as Babushka gazed out at the dimmed sun in her new place, she knew that a part of her would always remain in Bayern. The autumn maple leaves are here falling, the days are getting darker and Babushka quietly accepts her feeling. Bayern's incomparable beauty can indeed make it a place where hearts stay forever. She had left Bayern, but Bayern had not left her. Its magic had woven itself into the fabric of her being. Home might be where people live physically, but her heart would forever belong to Bayern. Her connection to it went beyond its physical beauty; it resonated deeply with her sense of happiness. Wherever in Bayern she saw generosity and fairness, she felt a trace of home. It wasn't just the sceneries that had captivated her. It was the spirit of the place, that holds the sense of justice, the commitment to doing what is fair, and the love that seemed to beautify and purify every aspect of human life. Home was where the heart was, and Babushka's heart in love with Bayern.



Basundhara Maji

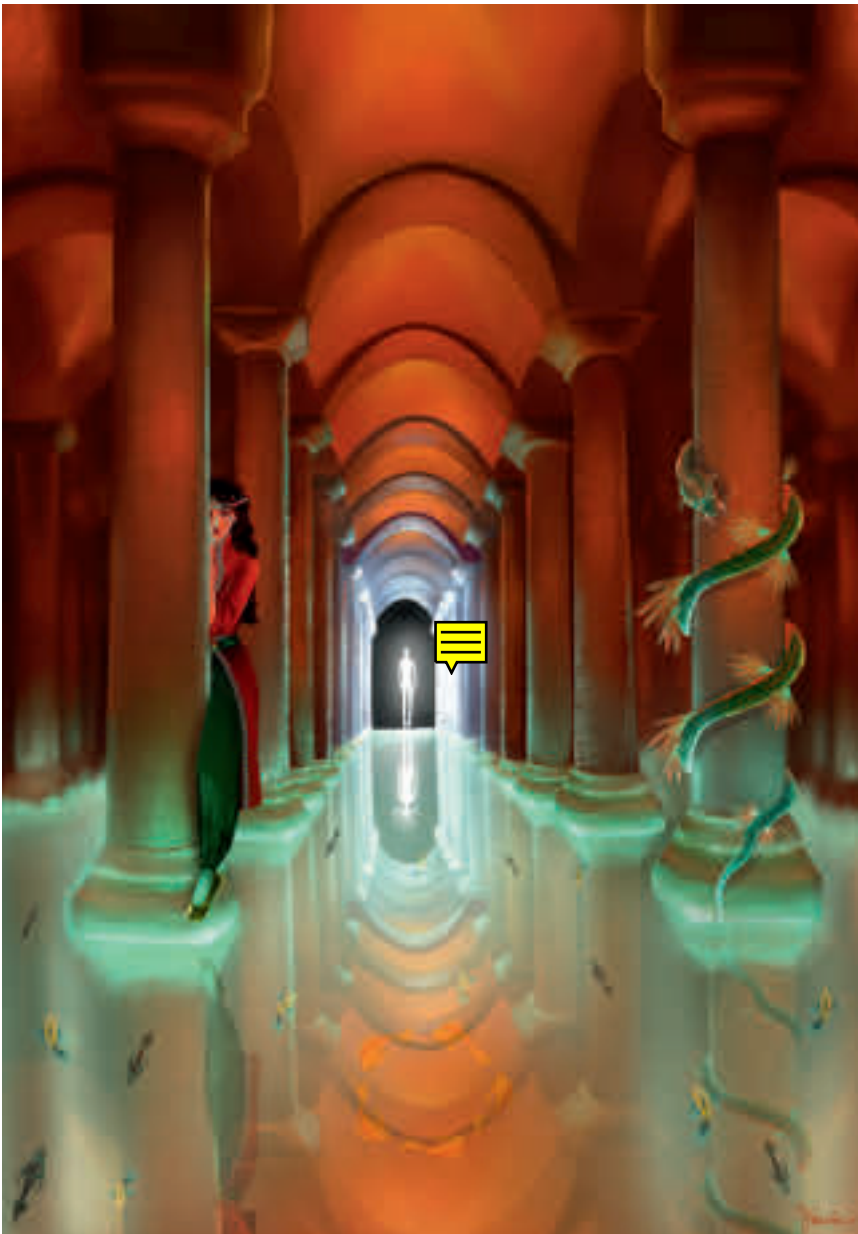
promoviert an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg im Bereich Literatur und Medien zum Thema „Auf der Spur der Wahrheit: Interdisziplinäre Reflexionen über zeitgenössische Geschlechterdynamik im detektivischen Spannungsfeld“. Sie ist in der Promotionsförderung der FNF. basundharavb@gmail.com



Digitale Zeichnungen ohne KI-Anwendung. (Programm: Clip Studio)

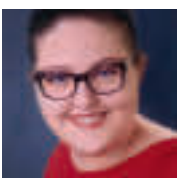
Fantasie des Lichts

— FATMA ECE SEZER —



Licht ist das erste Element, das mir ins Auge fällt und mich fasziniert, wenn ich das Werk eines anderen Künstlers betrachte. Deshalb spiele ich auch am liebsten damit, obwohl ich natürlich nicht an die Meister herankommen kann. In diesen Werken habe ich die Elemente Licht und Wasser so zusammengeführt, dass sie Szenen verschiedener Märchen darstellen. Die Märchen, die ich mir als kleines Mädchen ausgedacht habe.

Das erste Werk, „Yakamoz“ (Meerleuchten), spiegelt meinen Stil genauer wider. Im Gegensatz dazu ist „Yerebatan“ (Basilica) eher ein Versuchskaninchen und ich kann nicht sagen, dass was Sie hier sehen, das fertige Werk ist. Es sieht so aus, dass ich es mit etwas Neuem ergänzen werde, jedes Mal, wenn mir langweilig wird. Es ist ebenfalls kein Zufall, dass einer meiner Lieblingsorte auf Erden die Basilika-Zisterne ist: Mein Herz schlägt definitiv dort.



Fatma Ece Sezer

studiert Medizin an der FAU Erlangen. Sie ist seit 2021 in der Grundförderung der FNF.

fece.sezer@gmail.com

Das Finale auf dem Zauberberg

Seminar „Adipositas – Die Epidemie
der Wohlstandsgesellschaft?“
vom 07.-09.11.2025 der Initiative
Gesundheitspolitik in der
Theodor-Heuss-Akademie

— ANNA VAN DER MEIJ

Dass unsere Gesellschaft immer dicker wird, ist kein Geheimnis. Nicht nur im Land, wo das Konzept der Supersize erfunden wurde, steigen die Zahlen stetig an. Auch in Deutschland waren im Jahr 2021 mit 62,4% mehr Männer über 18 Jahren übergewichtig als normal- oder untergewichtig, 18,7% galten als adipös (fettleibig). Bei den Frauen waren es 42,5% mit Übergewicht, 14,8% sogar adipös. Diese Zahlen sind besorgniserregend. Nicht, weil es dabei darum geht, dass bestimmte westliche Schönheitsideale nicht erfüllt werden, sondern weil Adipositas einen der wichtigsten (beeinflussbaren) Risikofaktoren für die häufigsten chronischen Erkrankungen darstellt, darunter Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Diabetes mellitus Typ 2 und sogar für einige Krebserkrankungen. Die WHO hat Adipositas bereits im Jahr 2000 als eigenständige Krankheit anerkannt und das steigende Auftreten der Erkrankung damit als „globale Epidemie“ bezeichnet, der es entgegenzuwirken gelte.

Um diesem Thema näher auf den Grund zu gehen, trafen am Wochenende vom 07. bis 09. November 2025 fast 30 Stipendiatinnen und Stipendiaten zu ih-

rem letzten Seminar in Gummersbach zusammen. Dabei ging es jedoch weniger um die medizinische Exploration der Krankheit als vielmehr darum, die sozialen und strukturellen Determinanten von Adipositas kennenzulernen. So führen strukturelle Benachteiligungen hinsichtlich des Wohnortes, der Bildung und Möglichkeiten der Freizeitgestaltung sowie des Zugangs zu Ressourcen häufig bereits im Kindesalter zu einem ungesunden Ess- und Bewegungsverhalten, welches viele Kinder ihr Leben lang begleitet. Darüber hinaus üben weitere Faktoren wie Stress und das soziale Umfeld, aber auch gesellschaftliche Normen einen großen Einfluss auf den einzelnen Menschen aus.

Am Samstag galt es daher, internationale Präventionsstrategien von Seiten der Politik aus näher zu betrachten – darunter die Softdrink-Zuckersteuer in Großbritannien oder der staatlich regulierte Alkoholverkauf in Schweden – und jene hinsichtlich ihrer Erfolge und Nachteile zu evaluieren. Der Nachmittag bot anschließend viel Zeit, miteinander ins Gespräch zu kommen und auch in der großen Gruppe Ideen und Lösungen zu diskutieren. Viele Stipen-



Die Organisatorinnen des Seminars:
Sophie Fleig, Linn Welzel und Anna van der Meij



Der Samstag bot viel Zeit für Gruppenarbeiten
und Meinungsaustausch



Alessandro Falcone und Anna van der Meij sprachen am Sonntag über das neue Leitbild der Medizin: Die Präventionsmedizin und den Longevity-Trend

diatinnen und Stipendiaten berichteten am Abend davon, dass ihnen diese Auseinandersetzung die Komplexität des Problems erst richtig verdeutlicht hätte und es dadurch möglich war, die Betroffenen weniger stark zu stigmatisieren und sie nicht alleinig für ihre Krankheit verantwortlich zu machen, wie es leider zu oft vereinfacht in den Medien dargestellt wird. Die Gründe für Adipositas sind vielfältig und komplex, was es umso wichtiger macht, Präventionsstrategien und konkrete Hilfestellungen für die Betroffenen anzubieten. „Einfach weniger essen und Sport machen“ mag in der Theorie einleuchtend erscheinen, erfasst jedoch nicht die individuellen Lebenssituationen der Personen und wird der, häufig auch emotionalen Komplexität des Essverhaltens, bei Weitem nicht gerecht.

Was trotzdem nicht vergessen werden darf, ist, dass Bildung eine ernstzunehmende Rolle beim Treffen von Ver-

haltensentscheidungen und dem Aufbauen von gesunden Gewohnheiten spielt. So konnte eine Studie des Robert-Koch-Instituts¹ vom Januar 2020 zeigen, dass 58,8% der Deutschen eine schlechte Gesundheitskompetenz (Fachbegriff: „Health literacy“) aufweisen. Als eine vulnerable Gruppe dabei wurden besonders die Menschen im Alter zwischen 18 und 29 Jahren hervorgehoben, die zu 60,7% eine schlechte Health literacy aufweisen.

Dieses Problem wurde am Sonntag angesprochen, wo Alessandro Falcone vom Podcast „Modern Medicine“ einen tiefgreifenden Einblick in die Präventionsmedizin gab. So zeigte er beispielsweise auf, dass ca. 80% der Herz-Kreislauf-Erkrankungen (Todesursache Nr. 1 weltweit) durch frühzeitige Verhaltensinterventionen verhindert oder zumindest stark verzögert werden könnten. In Studien von Autounfallopfern zwischen 20 und 35 Jahren konnte unter anderem

nachgewiesen werden, dass alle bereits arteriosklerotische („arterienverkalkende“) Veränderungen der Brust- und der Bauchhauptschlagader (Aorta thoracica et abdominalis) aufwiesen. Der Herzinfarkt mit 55 Jahren entsteht nicht mit 55, sondern bereits in den zwei bis drei Jahrzehnten davor. Daher ist es NIE zu früh, mit Prävention anzufangen.

Auch ich durfte im Abschlussvortrag zum Thema „Myokine und Gehirngesundheit“ darüber sprechen, warum Sport einen wichtigen Schutzschild gegen beispielsweise Alzheimer und andere Demenzen darstellt. Myokine sind Botenstoffe der Muskulatur, die unter anderem während Bewegung ausgeschüttet werden und hormonähnlich im Blut in alle Körperorgane transportiert werden. So gelangen beispielsweise die Myokine Irisin und Cathepsin B vom Muskel ins Blut, anschließend über die Blut-Hirn-Schranke und können im Hippocampus für die Ausschüttung von BDNF („Brain-derived neurotrophic fac-

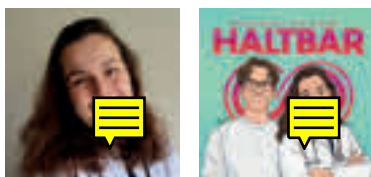


In der abschließenden Diskussion am Samstagnachmittag konnten alle ihre Meinung einbringen und sich gegenseitig kritisch hinterfragen

tor“) führen, einem neuronalen Wachstumssignal, welches dafür sorgt, dass in unserem Gehirn neue Nervenzellen wachsen. Und all das passiert zum Beispiel schon während einem circa 30-minütigen flotten Spaziergang! Zum Abschluss des Seminars genossen wir das letzte Mittagessen mit einem lachenden und einem tränenden Auge. Lachend in Erinnerung an all die schö-

nen und inspirierenden Seminare und Menschen, die wir in der THA erleben durften und tränend in Angesicht dessen, dass diese zauberhafte Zeit nun zu Ende geht. „Der Berg mag Geschichte sein, aber der Zauber bleibt“, wie es beim Konvent so treffend formuliert wurde. Wir blicken in voller Dankbarkeit auf diesen Ort zurück und werden uns noch lange an seinen Zauber erinnern.

Wir tragen ihn in die Welt hinaus und inspirieren hoffentlich viele weitere Menschen, vielleicht ja auch neue Stipendiatinnen und Stipendiaten mit unseren Geschichten. Und vielleicht kommt der Zauber dann ja eines Tages wieder zurück nach Gummersbach.



Anna van der Meij

studiert Humanmedizin an der Universitätsmedizin in Göttingen und schreibt ihre Doktorarbeit im Bereich der Endokrinologie zum Thema „Omega-Fettsäuren und Knochengesundheit“. Sie ist seit April 2021 in der Grundförderung der FNF. Außerdem ist sie Podcast-Host des Präventionsmedizin-Podcast „Haltbar – Gesundheit, die bleibt“, den sie gemeinsam mit unserem Stipendiaten Matvey Sivachinski gegründet hat.

annapmeij25@gmail.com

Kolumne



Danke, Annabel

— PETER BIEG

Achtung, einmal mehr herrscht Ohrwurmgefahr: „Today is gonna be the day, that they're gonna throw it back to you. By now, you should've somehow realised what you gotta do. I don't believe that anybody feels the way I do about you now...” – „Wonderwall” von Oasis, wer kennt es nicht? Immer wenn dieses Lied läuft, das endlose Gitarrengedudel einsetzt – muss ich an Annabel* denken. Denn in einer Zeit, als ich „HiWi“ (wissenschaftliche Hilfskraft) war ertönte „Wonderwall“, sobald jemand Annabel anrief. Annabel, meiner HiWi-Kollegin. Ich glaube mich zu erinnern, dass sie sehr regelmäßig mit ihrer Mutter telefonierte.

Damals, es ist inzwischen mehr als zehn Jahre her, war ihr Klingelton noch das geringste Problem. Annabel, ein, zwei Semester weiter als ich, wusste viel. Sehr viel. Für meinen Ge-

schmack zu viel. Vor allem zu viel besser. Versteht mich nicht falsch, wäre ich die Professorin gewesen, ich hätte Annabel ebenfalls sofort eingestellt. Strebsam, zuverlässig, pünktlich, belesen, zuvorkommend – Professorinnenherz, was willst Du mehr? Nur folgerichtig, dass Annabel heute selbst promovierte Wissenschaftlerin ist. Quod erat demonstrandum.

Meinem Anfang 20-jährigen Ich waren Annabels Vorzüge damals irgendwas zwischen egal und zuwider. Ging ich doch, bei aller Bescheidenheit, davon aus, die HiWi-Stelle vor allem dank intellektueller Brillanz, rhetorischem Geschick und radikaler Effizienz erhalten zu haben.

Hätte ich einen Handy-Klingelton à la Annabel gehabt, so wäre dies „Still D.R.E.“ von Dr. Dre gewesen. Westküsten-Gangster-

Rap, der Beat bimmelt so schön. Nur war ich so schlau gewesen, diesen Klingelton da zu lassen, wo er hingehörte: In der gymnasialen Oberstufe. Telefonate mit meiner Mutter waren ohnehin überflüssig, hatte ich es mir zu dieser Zeit doch noch schön im „Hotel Mama“ gemütlich gemacht.

Auch wenn meine musikalischen Vorlieben für Annabel im gemeinsamen Büro nicht explizit hörbar, sondern allenfalls anhand meines Habitus' erahnbar waren, so stand dennoch früh fest: Westcoast-Rap und Brit-Pop, das harmoniert nur bedingt. Die berühmten „Vibes“, die damals noch nicht so hießen, fehlten weitgehend. Auf kollegialer Ebene funktionierten wir leidlich: Klausurkorrekturen, Kopierarbeiten, Literaturrecherchen – wir kamen miteinander aus und oftmals aneinander vorbei. Unausgesprochen war früh klar: Wir müssen im Tandem einigermaßen funktionieren. Harmonisieren, so zumindest mein Gefühl, wäre zu deutlich viel verlangt gewesen.

An den Rand der Verzweiflung brachte mich vor allem die aus meiner damaligen, ungestümen Perspektive – die mich bis heute liberalem Gedankengut gegenüber aufgeschlossenen sein lässt – absolut devote Grundhaltung, die Annabel unserer habilitierten Chefin gegenüber an den Tag und an die Nacht legte. Erwartungen waren nicht zur zu erfüllen, sondern idealiter vorauszuahnen und überzuerfüllen, Basta. Annabel, die aus Norddeutschland stammte, hätte mit ihrer Geflissenheit auch eine gute Schwäbin in meinem Klischee-Kosmos abgegeben. Auch als Unternehmensberaterin hätte Annabel schon damals sehr gut funktioniert. Sie suchte nach Extrimen, um diese dann bereitwilligst zu gehen. Die Frage, ob Annabel wohl irgendetwas an ihrem womit-auch-immer erfüllten Privatleben läge, blieb für mich bis zum Ende unserer Arbeitsbeziehung unbeantwortet.

Ganz im Gegensatz zu der von mir ebenso wenig je gestellten Frage nach ihren Prinzipien. Prinzipien, die ich damals mit- samt Annabel und ihrem Klingelton zum Teufel gewünscht habe. Prinzipien, die ich heute – gereift, altersmilde, wie ein guter Wein, blablabla – jedoch zuweilen tatsächlich schmerz- lich vermisste. Als da wären: Der Perspektivwechsel sowie die Hol- und-Bringschuld. Für Annabel, und das predigte sie mir bei jeder sich bietenden Gelegenheit und auch noch neben- bei, war der Perspektivwechsel gesetzt. Immer ging es darum, zunächst einmal möglichst genau zu verstehen, was das Ge- genüber bewegte. Fairerweise war Annabel noch etwas moti- vierter, wenn dieses Gegenüber die Chefin war. Dennoch, sie praktizierte, was sie unentwegt predigte: Emsige Empathie. Das gilt eins zu eins für das Prinzip der Hol- und-Bringschuld. Permanent dachte Annabel darüber nach, wer aufgrund or- ganisationaler, hierarchischer, moralischer oder sonsti- ger Umstände denn nun gerade in der Pflicht sei, zu liefern. Fairerweise war auch hier Annabels Motivation besonders hoch, wenn es darum ging, der Professorin etwas zu holen oder zu bringen oder am besten gleich beides zusammen. Auch in Sachen Allokation von Verantwortung und Initiative in einer kommunikativen Austauschbeziehung war Annabel also stets auf der Höhe. Es blieb nicht bei leeren Worten, es sprachen vor allem die Taten. Annabel holte und brachte. Und holte und brachte. Allein dafür, für die konsequente Umset-

zung von Worte in Taten habe ich heute jede Menge retros- pektiven Rückspiegel-Respekt. Sind mir doch in den letzten Jahren entschieden zu viele Dampfplauderer begegnet. Nicht nur deshalb wünsche ich mir häufiger als mir lieb ist mehr Annabel in meinem Leben, sehne mich nach ihr zurück. Bis zu einer gewissen, sehr klaren Grenze.

Heute weiß ich: Ich kann mich glücklich schätzen, mit der da- mals ach so uncoolen Annabel gearbeitet und von ihr gelernt zu haben. Wie oft wünschte ich mir seit unserer Trennung aufgrund ihres Diplom-Abschlusses schon die Wonderwall zurück. Die Wonderwall aus Perspektivwechsel und Hol- und Bringschuld, ihren zentralen Prinzipien. Prinzipien, die ich im Arbeits- wie im Privatleben vielfach vermisste. Die ich selbst, im Eifer aller angeblich so eiligen und dringenden Geschäf- te einstweilen aus den Augen verliere. Prinzipien, die mir da- mals zu den Ohren herauskamen und nach denen ich heute, mit dem Sound eines Opas, selbst verlange. Verlässlichkeit anmahne. Pünktlichkeit lobe. Verbindlichkeit einfordere. Mei- nen Mitmenschen gegenüber, okay. Aber auch gegenüber Studierenden im Rahmen eines Lehrauftrags. Die damals von mir so belächelte Annabel könnte darüber nur müde lächelte, denn sie predigte derlei Dinge bereits ihren Kommilitonen, so sie nicht rechtzeitig von ihr davonliefen.

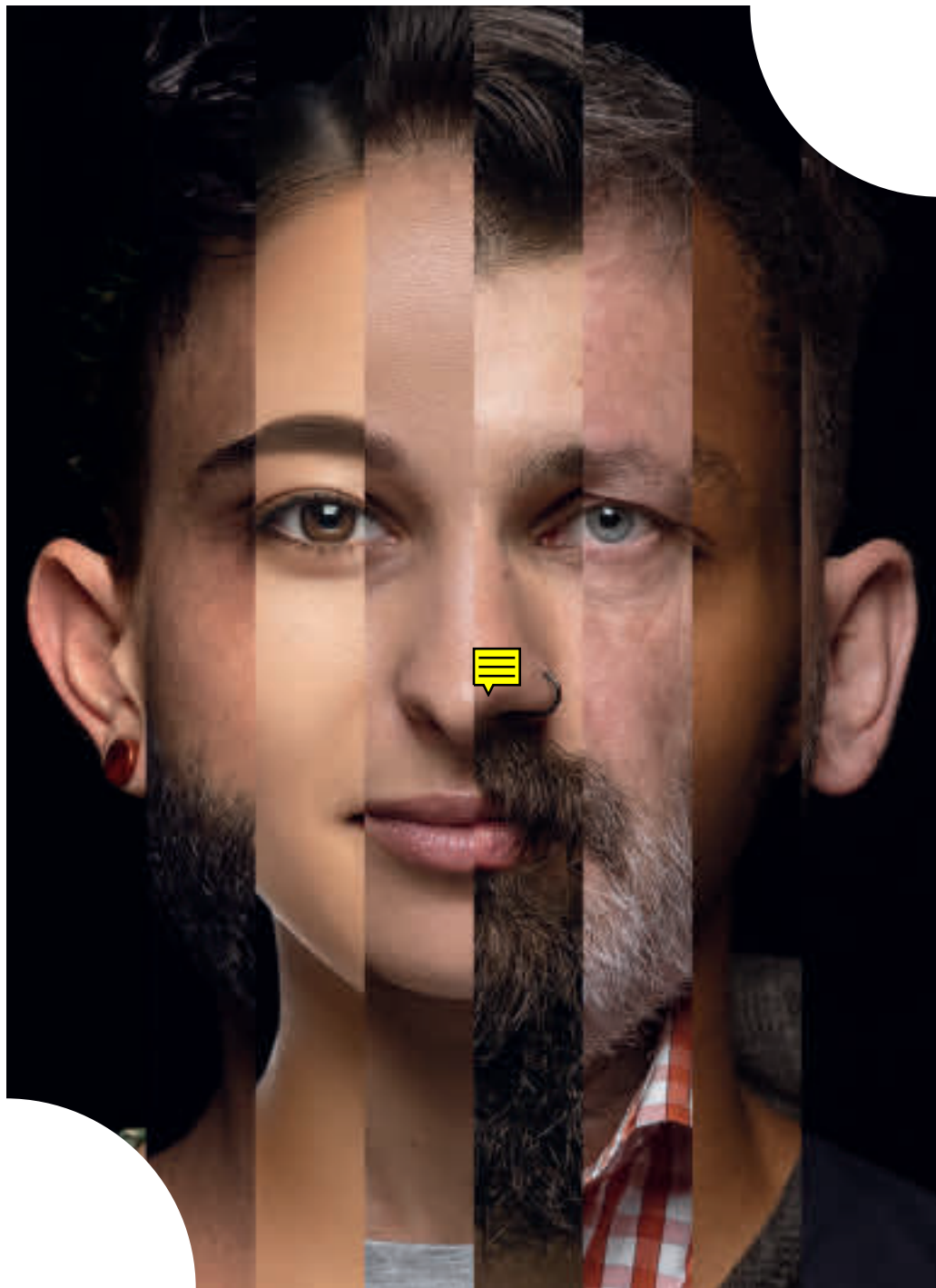
Böse Zungen würden sagen, Annabel sei eine Streberin ge- wesen, altbacken zudem, vielleicht gar altklug und unbeliebt. Eine Spielverderberin, tugendhaft, zu sehr Moralapostel. An- nabel Anhänger kontern gekonnt: Sie war schlicht ihrer Zeit voraus, ein Muster an Integrität, und ihr weiterer Weg gebe ihr ohnehin uneingeschränkt recht. So unähnlich wir uns auch waren, das sagt mir heute der mühsam angeeignete Perspek- tivwechsel, wir haben beide schon damals recht konsequent unser Ding gemacht. Mir bleibt nur, mit diesem Text meine Bringschuld einzulösen, ein Stück weit Abbitte zu leisten und zu versichern: Sollte ich jemals einen Ratgeber verfassen, was ich nicht ausschließen kann, so erhalten Annabels Prinzipi- en ihren verdienten Platz. Oasis beschreibt meine Läuterung und die damit verbundenen heutigen Gefühle für Annabel eigentlich recht treffend: „I don't believe that anybody feels the way I do about you now.“ Nur bei diesem Part gehen wir auseinander: „There are many things that I would like to say to you. But I don't know how.“ Denn mit diesem Text habe ich schlussendlich einen späten Weg gefunden: Danke, Annabel.

**Name von der Redaktion geändert*

Peter Bieg

ist ausgebildeter Journalist und promovierter Kommunikationswissenschaft- ler. Er war von September 2016 bis Dezember 2018 in der Promotionsförderung der FNF. Aktuell gründet er mit Freunden ein AI-Startup.

petebieg@gmail.com



Gender und Orientalismus –

Edward Saids Orientalismus
im Spiegel heutiger postkolonialer
und feministischer Forschung.
Zwischen Post Colonial Studies
und feministischer Theorie.

– LENA BEETZ

Die koloniale Verstrickung der Anthropologie prägt bis heute Fragestellungen und Methoden der Disziplin. Wie Tazanu in „In Tandem – Pathways towards a Post Colonial Anthropology“ – im Tandem – Wege zu einer postkolonialen Ethnologie aufführt, zeigt der Verlauf des Kolonialismus, dass dessen Legitimierung durch die Anthropologie gestützt wurde und Anthropolog:innen niemals nur „neutral agents“ waren. Die Anthropologie ist Teil einer machtvollen diskursiven Struktur, die bis heute unser Verständnis von Kultur, Identität und Geschlecht prägt. Edward Saids „Orientalism“ war hierbei ein Schlüsselwerk, das nicht nur den Westen dafür verantwortlich machte, dass die globale Weltordnung eine nachteilige für Länder, die nicht als westlich kategorisiert wurden, war. Vielmehr sah er die Diskriminierung des Orients systematisch auch in der Sprache liegend, die durch rhetorische Figuren und Metaphern des Westens gestützt wurde. Im Fokus stehen nicht nur Länder und Völker, sondern auch die Darstellung von

Geschlecht, insbesondere von Weiblichkeit, innerhalb dieser Diskurse.

Die feministisch-anthropologische Erweiterung, insbesondere durch Meyda Yeğenoğlu „Colonial Fantasies – Towards a feminist reading of Orientalism“, greift diese Problemstellung auf und führt die Genderdimension als zentrales Analyseinstrument in die Orientalismusdebatte ein. Yeğenoğlu stellt in ihrer Forschung auf Grundlage einer feministischen Argumentationsweise fest, dass nicht nur kulturelle Differenzen durch den Westen konstruiert werden, sondern auch das Bild von Femininität und dem weiblichen Körper.

Edward Said und die Frage der Macht

Saids „Orientalism“ entstand in einem politischen Spannungsfeld aus Kolonialgeschichte, Nahostkonflikt und persönlichen Erfahrungen als palästinensischer Intellektueller im Westen.

Orient- und Okzident werden dabei als Oppositionen entworfen: Europa erscheint als normativ, fortschrittlich und männlich konnotiert, der Orient als irrational, mystisch und feminisiert. Diese binären Strukturen der „Fremdartigkeit“ versus „Vertrautheit“ waren laut Said kein Zufall, sondern Ausdruck einer machtdurchdrungenen Wissenschaft und Kultur.

Saids Methoden greifen strukturalistische und poststrukturalistische Ansätze auf, insbesondere Foucaults Diskursanalyse, um die Funktionsweise von Macht im gesellschaftlichen Kontext zu erkennen. Im Mittelpunkt steht daher nicht der Orient als Wirklichkeit, sondern die Bedingungen, unter denen der Orient überhaupt erst als Objekt konstruierter Zuschreibungen entstehen kann.

Bemerkenswert ist Saids Analyse der Darstellung der orientalischen Frau: Früh schon erkennt Said, dass in westlichen Bildern und Texten die orien-

talische Frau als exotisch, erotisiert und passiv erscheint – Grundstein für die spätere feministische Kritik am Orientalismus.

Yeğenoğlu Erweiterung: Gender als Analyseinstrument

Yeğenoğlu fügt der Debatte die Genderdimension hinzu, indem sie nachweist, dass die Konstruktion von „Otherness“ immer auch geschlechtlich kodiert ist. Sie zeigt, dass in den dargestellten Differenzen zwischen Orient und Okzident die sexuelle Differenz meist nur als Neben- oder Subdomäne behandelt wurde, obwohl sie konstitutiv für die Herstellung kolonialer Subjektpositionen ist.

Mit der von ihr vorgeschlagenen Methode des „sexualized reading“ werden kulturelle und sexuelle Differenzen als miteinander verschränkt verstanden. Die Fokussierung auf die Metapher der Verschleierung bringt ein neues Symbol hervor: Der Schleier dient Yeğenoğlu als Gegenstand, an dem sich Macht, Begehren und Fantasie des westlichen Subjekts manifestieren. Die „Verschleierung“ der orientalischen Frau steht dabei nicht nur für Kontrolle des weiblichen Subjekts, sondern auch für die epistemologische Grenzziehung zwischen Innen und Außen, zwischen Wissen und Unwissen.

Yeğenoğlu versteht den Schleier als Widerstandsobjekt. Die Lüftung des Schleiers bedeutet für das westliche Subjekt nicht nur die Aufdeckung kultureller Geheimnisse, sondern auch die sexuelle Aneignung und das Beherrschen des anderen. Dabei werden die Fragen nach kultureller Identität unmittelbar mit Fragen nach Geschlecht verknüpft.

Vergleich und Diskurskritik

Im direkten Vergleich erweitern sich die Thesen Saids durch Yeğenoğlu feministische Perspektive: Während Said eine Trennung zwischen manifestem und latentem Orientalismus vornimmt, sieht Yeğenoğlu beide Ebenen in ständiger Wechselwirkung. Das Orientbild des Westens wird durch ein komplexes Netz aus Bildern, Mythen und populären Vorstellungen stabilisiert. Gerade die Geschlechterdimension – die Feminisierung des Orients oder der „orientalen Frau“ und die Rolle des weißen westlichen Mannes als vermeintlicher Retter – ist zentral für das Verständnis der dauerhaften Machtstrukturen in kolonialen Diskursen.

Yeğenoğlu bringt auch die Perspektive des weiblichen westlichen Subjekts in die Diskussion ein und zeigt, dass selbst die westliche Frau, obgleich potenzielle Komplizin der orientalischen Frau, oft dennoch in den epistemischen Gewaltmechanismen des Orientalismus befangen bleibt.

Ihre Analyse ist intersektional, indem sie postkoloniale, gender-theoretische und psychoanalytische Fragestellungen verbindet. So entsteht ein pluraler Zugriff auf die vielschichtigen Mechanismen kolonialer Wissensproduktion.

Gender als Transformationsmoment?

Durch die Einbeziehung von Gender als Analyseebene wird deutlich, dass Geschlechterverhältnisse nie abwesend, sondern stets strukturell bedingend für die Konstruktion des „Anderen“ im Orientalismuskurs waren. Die Metapher des Schleiers, die feminisierten Narrative und die Inszenierung des westlichen Kolonisten als „White Savior“ machen sichtbar, dass Macht

und Begehren nicht nur textlich, sondern auch körperlich und epistemisch vermittelt werden.

Die feministische Erweiterung durch Yeğenoğlu führt zu einer wesentlichen Verschiebung des Diskurses: Der Orientalismus ist nicht mehr nur als Textkritik kolonialer Repräsentation zu verstehen, sondern als Subjekt- und Körperkritik zwischen Macht und Begehren. Dies eröffnet neue Perspektiven auf globale Machtverhältnisse und die Produktion kultureller und geschlechtlicher Identitäten und bleibt ein zentraler Beitrag zur zeitgenössischen postkolonialen Forschung.

Literaturhinweis: Der Beitrag basiert auf zentralen Abschnitten, Argumenten und Zitaten aus einer Forschungsarbeit der Autorin sowie den darin zitierten Hauptwerken von Edward Said und Meyda Yeğenoğlu.



Lena Beetz

studiert Design Studies an der Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle. Sie ist seit Januar 2024 in der Grundförderung der FNF.
beetz99lena@gmail.com

Die Liberale Medienakademie auf neuen Wegen

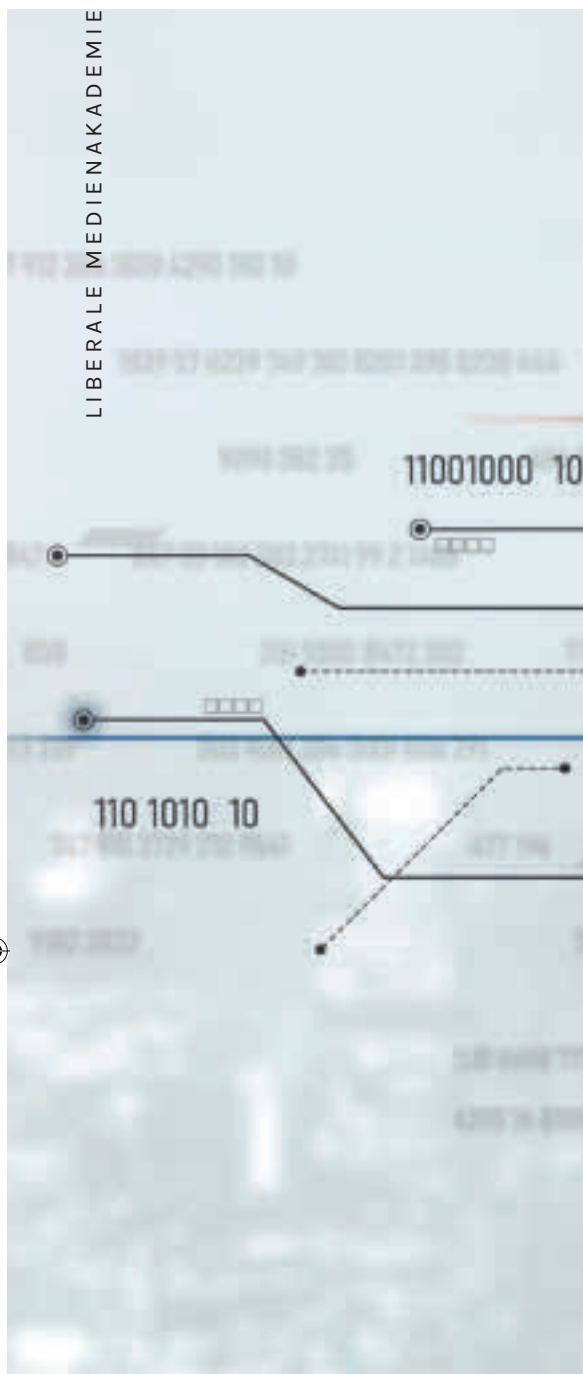
— DR. KATJA HARTMANN —

Haben Sie sich auch schon mal über einseitige Berichterstattungen geärgert? Alle Themen sind vielschichtig und man kann und sollte sie auf jeden Fall aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchten. Aber welcher Information kann ich glauben? Welcher sollte ich misstrauen? Das Medienuniversum kann unüberschaubar sein, aber in erster Linie bietet es vielfältige Möglichkeiten, sich nicht nur zu informieren, sondern selbst aktiv zu werden.

Die Liberale Medienakademie wurde 2020 ins Leben gerufen, um Stipendiatinnen und Stipendiaten Kenntnisse und Fähigkeiten zu vermitteln, wie sie aktiv ihre Ideen und liberale Perspektiven verbreiten können. Zentrale Punkte dabei sind nicht nur die theoretische Auseinandersetzung mit Themen wie Textproduktion oder Rezeption, sondern vor allem die Vermittlung von „Handwerkszeug“, um wirksam in klassischen sowie digitalen Medien zu kommunizieren. So gibt es auch Module zu Themen wie Podcast-Produktion, Fernsehaufzeichnungen oder Skripterstellung für

Radiosendungen. Teilnehmende konnten in der Rookie-Klasse beginnen, um die Grundlagen zu erlernen. In der Profi-Klasse folgten dann vertiefende Module. Geleitet wurde das Programm von Jörg Sadrozinski, ehemaliger Leiter der Münchner Journalistenschule. Je nach Thema werden die Module von ausgewiesenen Medienmachern und Praktikern unterrichtet. Highlights sind auch immer die Kamingespräche in der Geschäftsstelle Potsdam mit Gästen wie Günther Jauch oder Klaus Kleber, die sich viel Zeit für den Austausch mit den Teilnehmenden der Liberalen Medienakademie genommen haben. Auf den Abschlussreisen nach Brüssel oder Madrid beleuchteten die Gruppen unterschiedliche Aspekte des Auslandsjournalismus und erkundeten natürlich auch die Städte. Inzwischen haben etliche Stipendiatinnen und Stipendiaten ihr Zertifikat der Liberalen Medienakademie erworben. Das ist sicherlich noch eine schöne Sonderqualifikation, die sie aus der Förderzeit mitnehmen.





Nach fünf Jahren haben wir die Liberale Medienakademie evaluiert und werden sie zukünftig noch attraktiver machen.

Was wird sich ändern?

Kein Jahresprogramm mehr: Wir flexibilisieren den Teilnahme-Zeitrahmen. Sie müssen nicht mehr alle Module innerhalb eines Jahres absolvieren. Stattdessen haben Sie Zeit, an Modulen während Ihrer gesamten Förderzeit teilzunehmen. Damit haben Sie genügend Zeit, das Programm zu absolvieren, wenn es in Ihren Kalender passt.

Kredit-System: Wir führen ein Kredit-System ein. Jedes Modul oder online-Veranstaltung, die im Rahmen der Medienakademie anerkannt wird, erhält eine Anzahl von Credits. Diese können Sie während des Programms sammeln. Für Stufe eins benötigen Sie 250 Credits. Alle, die dann noch weiter machen möchten, benötigen für Stufe zwei 500 Credits. Die Credits sammeln Sie eigenständig.

Stipendiatisches Koordinatoren-Team: Zukünftig wird ein stipendiatisches Koordinatoren-Team an der inhaltlichen und organisatorischen Umsetzung der Liberalen Medienakademie mitwirken. So stellen wir sicher, dass die Themen Beachtung finden, die Sie interessieren. Wir danken Mika Schlegel, Kian Kashi, Clara Söffner und Charlotte Balcke für die Unterstützung.

Kooperation mit dem VSA: Zukünftig werden wir enger mit dem „Fachkreis Journalismus und Kommunikation“ des VSA zusammenarbeiten, um noch mehr Alumni aktiv in das Programm einzubinden und ausgewählte Programmelemente für Geförderte und Alumni gemeinsam anzubieten.

Anmeldung: Eine Anmeldung ist nach

wie vor nötig, damit Sie die notwendigen Informationen zu den Modulen und den Kreditwerten erhalten. Diese senden wir nur an angemeldete Teilnehmende. Außerdem erhalten Sie in den Seminaren einen bevorzugten Platz. Sollten Seminare nicht von Teilnehmenden der Liberalen Medienakademie gefüllt werden, öffnen wir diese dann auch für andere Geförderte.

Lust mitzumachen? Dann melden Sie sich im Extranet unter *Liberaler Medienakademie* an.



Dr. Katja Hartmann

ist seit 2019 Leiterin der Begabtenförderung der Friedrich-Naumann-Stiftung.
katja.hartmann@freiheit.org

Mittlerweile weiß ich, dass die Mentalität das Problem ist – und nicht ich

Ein Gespräch mit Ghazaleh Madani, Gründerin des Biotech-Startups CanChip, über Pitches, Vorurteile und die Entscheidung, sich nicht kleinmachen zu lassen.

— CLARA ISABELL SOEFFNER

Ghazaleh Madani wurde 2025 mit dem German Startup Award als „Newcomerin des Jahres“ ausgezeichnet. Sie ist CEO und Gründerin der CanChip GmbH, einem in Potsdam ansässigen Startup, das sich auf die Entwicklung von Tumor-on-a-Chip-Technologie spezialisiert hat. Mit dieser innovativen Methode lässt sich die komplexe Mikroumgebung von Tumoren auf einem Chip nachbilden, um die Wirksamkeit von Krebsmedikamenten effizienter und präziser zu testen. CanChip nutzt dabei 3D-Zellkulturen und mikrofluidische Systeme und leistet so einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung personalisierter Krebstherapien – und zur Reduktion von Tierversuchen.

Geboren und aufgewachsen im Iran, absolvierte Ghazaleh Madani dort ihren Bachelor in Clinical Laboratory Science, bevor sie nach Deutschland kam, um ihren Master in Biochemistry and Molecular Biology zu machen. Als Gründerin mit Migrationshintergrund bewegt sie sich in einer Branche, in der Herkunft und Geschlecht oft noch eine Rolle spielen. Im Gespräch spricht sie über die Hürden – und darüber, was ihr geholfen hat, trotzdem ihren Weg zu gehen.

Was hat dich dazu motiviert, ein eigenes Startup zu gründen? Gab es einen Schlüsselmoment?

Die Idee zur Krebsforschung kam, als meine Mama vor acht Jahren Krebs hat-

te. Ich habe all die Schmerzen und so viel Angst gesehen. Vor allem, weil man sich nie sicher ist, ob diese Kombination von Chemotherapie für diese Art von Krebs, die man hat, funktioniert oder nicht. Ich dachte mir, dass das nicht die einzige Lösung sein kann und wollte daher in die Krebsforschung gehen.

Später kam ich dann nach Deutschland. Hier habe ich mein Masterstudium absolviert und lernte meinen Co-Founder Omid kennen. Er hatte zu dem Zeitpunkt bereits 13 Jahre Erfahrung in der Krebsforschung. Gemeinsam hatten wir so viele Ideen. Wir dachten uns: Okay, wir wollen etwas Gutes für die Krebsforschung tun, dann machen wir das auch direkt ohne Tierversuche. Und dann kam die Idee von CanChip, dass wir Krebsforschung mit menschlichen Zellen auf einer 3D-Mikroumgebung erstellen und an dieser testen können, wie und ob die Medikamente funktionieren.

Die Startup-Szene gilt oft als modern und innovativ. Wie würdest du dies im Hinblick auf Diversität beurteilen?

Ja, ich empfinde das als komplett modern. Wir bei CanChip sind ein ganz kleines Team aus drei Personen. Mir ist egal, ob unsere Mitarbeitenden männlich, weiblich oder divers sind und woher sie kommen. Ich bin Ausländerin und meine zwei Mitarbeitenden auch. Für uns zählt die Mentalität und die Motivation.

Würdest du das auch für andere Startups sagen können oder trifft das nur auf euch zu?

Für uns trifft das auf jeden Fall zu. Und ich muss sagen, diese neue Generation, die jetzt die Firmen gründet, die hat eine andere Mentalität, und das gefällt mir sehr. Denn für sie zählt Qualität, und denen ist es egal, wer die Arbeit macht. Aber wenn du mich vor fünf, sechs Jahren das hier gefragt hättest, dann hätte ich gesagt, dass die Startup-Szene noch nicht so weit ist. Natürlich haben wir immer noch nicht genug Frauen in dieser Branche, aber trotzdem zeichnet sich ein positiver Trend ab – sowohl im Frauenanteil als auch in der Mentalität dahingehend.

Nun ist es so, dass nur 19 % der Startup-Gründer:innen in Deutschland weiblich sind. Das deutet doch daraufhin, dass es noch strukturelle Barrieren gibt, oder?

Ja, das stimmt. Beispielsweise ist es immer noch schwierig, als Frau ein Fundraising zu bekommen. Nur 2 % der Gelder von Venture Capitals gehen an frauengeführte Unternehmen. Und das ist gar nichts. Ohne Finanzierung kannst du kein Unternehmen gründen. Das ist ein großes, fundamentales Problem. Wir haben bei CanChip mit einem Privatinvestor angefangen, deswegen hat das Ganze auch funktioniert. Aber wenn man große Mengen Geld braucht, ist Venture Capital die einzige Lösung, die man hat. Wegen des German Startup

Awards habe ich mich dann auch intensiver mit diesen Zahlen beschäftigt und war sehr traurig darüber. Denn du siehst so viele Frauen mit so vielen tollen Ideen, aber sie können nicht weitermachen, denn ihnen fehlt die Finanzierung. Es gibt zwar einige frauenspezifische Venture Capitals, die nur in frauengeführte Unternehmen investieren, aber das ist immer noch nicht genug. Ja, was soll man sagen? Es ist schwierig.

Du hast vorhin gesagt, dass dein Arbeitsumfeld sehr divers ist und du es trotz all dieser strukturellen Barrieren geschafft hast, CanChip erfolgreich zu gründen. Macht diese gesamte Situation, auch in Bezug auf die letzte Frage, trotzdem etwas mit deinem Selbstwert?

Nicht wirklich. Wir hatten zwar einige Probleme mit anderen Unternehmen. Wenn ich beispielsweise einen Approach gemacht habe, dann habe ich manchmal keine Antwort bekommen. Wenn aber unser männlicher Business Developer die Unternehmen angeschrieben hat, haben wir eine Antwort bekommen.

Ich habe kein Ego. Ich weiß, dass die Idee, die wir haben, innovativ ist und eine Lösung für die Krebsbehandlung darstellt. Deswegen ist es mir egal, ob ich das repräsentiere oder jemand anderes, den die Unternehmen mehr akzeptieren. Am Ende ist es unsere Idee. Das ist das, was für mich wichtig und wertvoll ist.

Was hat dir dabei geholfen, diese Resilienz zu entwickeln? Wie war dein Weg dorthin? Hat es lange gedauert?

Ja, die Anfänge waren wirklich hart. Ich hatte überhaupt keine Ahnung, dass der Name oder das Geschlecht einen Einfluss hat auf die Interaktion zwischen Biotech-Unternehmen, Pharma-Unternehmen und so weiter. Ich dachte: Okay, ich habe ein cooles Produkt, es ist egal, was ich für einen Namen trage. Aber das war es nicht. Das war schwierig zu verstehen, und das war schwierig zu akzeptieren. Aber dann dachte ich: Okay, das ist nicht mein Problem. Das ist nur die Mentalität, die gerade vorherrscht, und ich habe nichts falsch gemacht. Ich hatte so viele Mental

Breakdowns auf dem Weg. Aber mir war bewusst, dass, wenn ich möchte, dass CanChip erfolgreich ist, dann muss ich irgendwie anders weitermachen.

Würdest du sagen, dass dich all diese Hürden stärker gemacht haben?

Mittlerweile weiß ich, dass die Mentalität das Problem ist und nicht ich. Und das ist ganz wichtig. Als ich im Iran war, hätte ich nie gedacht, dass ich es in Europa im Jahr 2025 mit einer solchen Mentalität zu tun habe. Um ganz ehrlich zu sein, hat es sehr lange gedauert, bis ich mir gesagt habe: Okay, dann ist es so. Diese Einsicht hat mich wirklich weitergebracht.

Hattest du auf deinem Weg Vorbilder oder Personen, zu denen du diesbezüglich aufschauen konntest?

Ja und nein. Also das ist ein bisschen schwierig zu sagen, weil der Biotech- und Pharmabereich überwiegend männlich dominiert ist. Eine Person, zu der ich aber immer aufschauen konnte, ist mein Verlobter. Er war wirklich ein großer Push, denn er hat immer gesagt: Wenn du einen Traum hast, dann machen wir das. Warum nicht? Dann sehen wir, ob es funktioniert oder nicht. Und das hat mich wirklich motiviert, immer einen Schritt weiterzugehen. Denn ich bin seit 2020 hier. Allein, ohne Backup. Eine Firma zu gründen mit all dieser Bürokratie hier in Deutschland – ich glaube, ich hätte das sonst nicht gemacht oder ich hätte länger gewartet.

Denkst du, dass du selbst ein Vorbild bist? Gerade weil du kein Backup hattest und trotzdem deinen Weg gegangen bist?

Ich hoffe wirklich, dass ich irgendwann diesen Mut weitergeben kann, dass wenn man einen Traum und eine Idee hat, diesen zu verwirklichen. Es ist natürlich anstrengend und stressig, aber es macht auch Spaß.

Wenn du der kleinen Ghazaleh von vor 20 Jahren etwas sagen könntest, was wäre das?

Oh ja, das ist eine sehr gute Frage. Also, ich würde sagen: Habe keine Angst, das

wird alles. Du musst nicht immer alles overthinken. Fang einfach an, und dann kommt alles. Kein Stress. Bleib ruhig, baue dein Netzwerk schneller und früher auf, habe keine Angst. Ablehnungen werden immer kommen. Wenn jemand nicht mag, was du machst, ist das in Ordnung. Aber das sollte kein Stopp für dich sein, sondern eher eine Motivation.

Dein Tipp an dich selbst wäre also gewesen, gelassener zu sein und einfach zu machen?

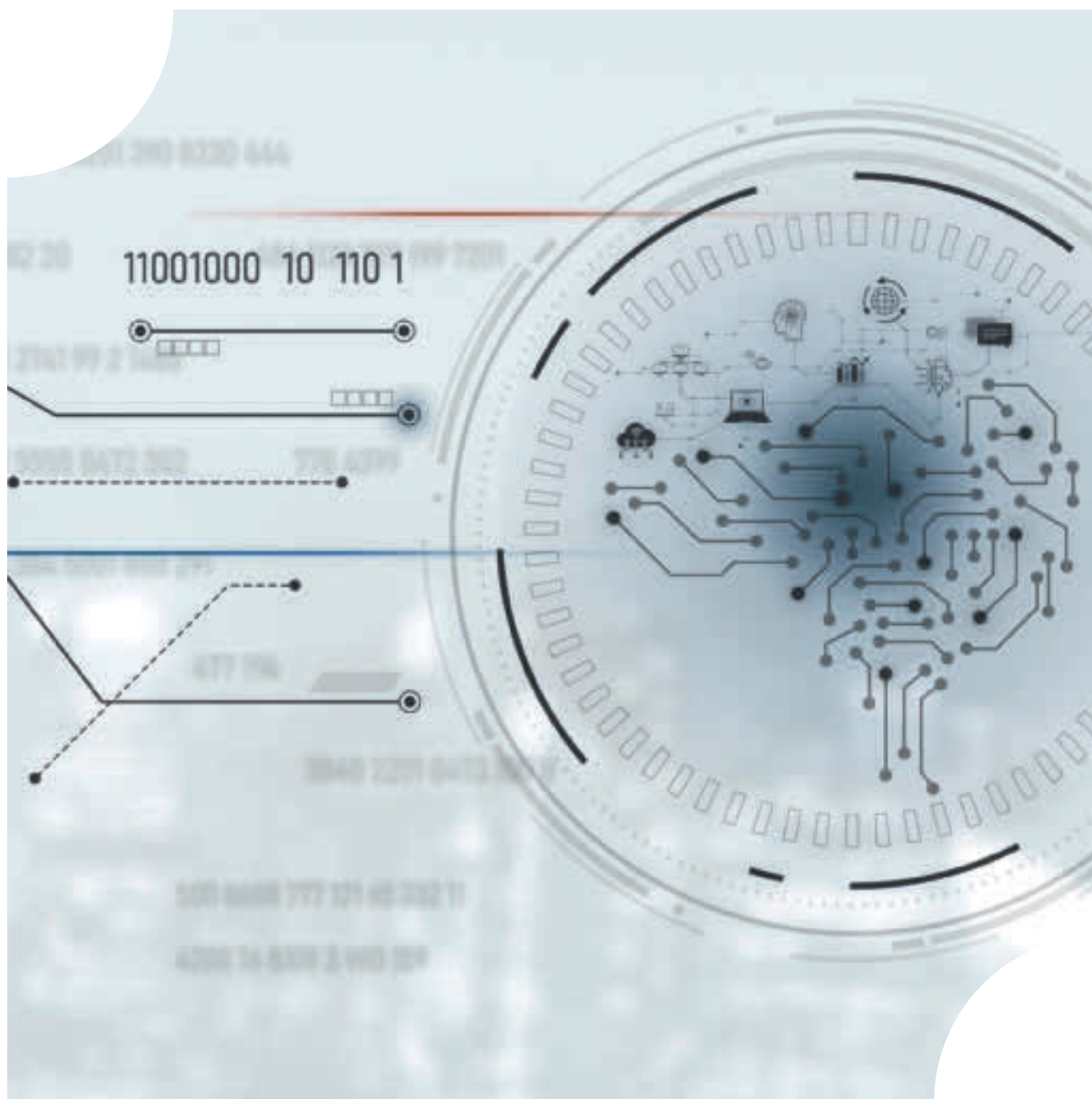
Ich hatte immer diese Mentalität, dass, wenn jemand gesagt hat, dass er meine Idee nicht so gut findet, ich ihm das geglaubt habe. Ich dachte mir, vielleicht mache ich etwas falsch. Aber jetzt weiß ich, dass es nicht so ist.

Das heißt, dass du es geschafft hast, dich von den Meinungen anderer und deren Vorurteilen über dich zu distanzieren. Was würdest du denn einer jungen Frau sagen, die auch gerade ein Startup gründen möchte und das aber aus mangelndem Selbstvertrauen oder gerade wegen der Vorurteile nicht macht?

Ich würde sagen: Hör nicht auf alle und mach dein Ding. Denn dann wirst du auf jeden Fall jemanden finden, der dich unterstützt. Ich sage nicht, dass es einfach ist, denn das ist es auch nicht. Aber wenn du diese Motivation hast, dann findest du auf jeden Fall einen Weg.

Ich glaube, das war ein schönes Schlusswort. Hast du noch etwas anderes, was du gerne von dir teilen möchtest?

Ja, für mich ist es ganz wichtig zu sagen: Wir sind seit Jahren in der Krebsforschung, in unserer Komfortzone. Es ist immer schwierig, aus dieser Komfortzone herauszukommen und etwas Innovatives zu tun, aber das wir müssen irgendwann. Und ich glaube, dass jetzt die Zeit dafür ist. Wenn ihr Ideen habt, Mitgründer werden wollt oder eine Firma gründen möchtet – irgendetwas, damit wir einen Schritt mit der Forschung, insbesondere der Krebsforschung, weiterkommen – dann macht das. Und wenn ihr Hilfe braucht? Wir sind da.



Clara Isabell Soeffner

studiert Mechanical Engineering an der Berliner Hochschule für Technik. Sie ist in der Grundförderung der FNF.

clarasoeffner@gmail.com

Der Mensch ist Open Source:

Wie wir ständig
unseren Quelltext verändern

— KAY LEHNERT



Einmal war ich Version 1.0, mein Quelltext stark komprimiert, reduziert auf Basenpaare, aber mit offenen Schnittstellen und APIs, die fortlaufende Veränderungen ermöglichen. Kaum war mein Release erfolgt, begannen bereits die Anpassungen. Meine Sleep Cycles reduzierten sich, mein Cache-Management wurde auf einen zuverlässigen Scheduler umgestellt und meine Human Interface Devices – meine Schnittstellen zur Außenwelt: Sprache, Mimik, Gestik – wurden auf die Menschen in meiner Umgebung abgestimmt, um die Interaktion zu optimieren und die UX für alle Beteiligten zu verbessern.

Neue Funktionen kommen durch Reinforcement Learning hinzu, wobei jede Interaktion ein Update darstellt und jedes Feedback von außen die Gewichtung meiner Parameter beeinflusst. Doch nicht nur mein Quelltext verändert sich – auch der meiner Interaktionspartner.

Wir sind ja nicht air-gapped – nicht von der Außenwelt abgeschottet –, sondern Teil eines komplexen Netzwerks mit einer undurchsichtigen Topologie. Ideen werden ausgetauscht, Feature Requests gestellt: „Könntest du bitte pünktlicher sein?“, „Reduziere deine Emissionen.“, „Probier's doch mal mit Yoga.“ Manche dieser Anfragen sind trivial, manche tiefgreifend – doch alle zielen darauf ab, den Code des Gegenübers ein Stück weit zu verbessern. Push- und Pull-Requests werden weitergegeben, manchmal übernommen und manchmal verworfen. Konflikte sind unvermeidlich:

Es gibt Dependency-Probleme, wenn die Erwartungen anderer mit unseren Grundwerten kollidieren. Im gesellschaftlichen Betriebssystem existieren zahllose Abhängigkeiten. Es ist entscheidend, genügend Kompatibilitätsebenen zu schaffen, um sowohl individuelle Selbstbestimmung als auch die Weiterentwicklung der Community zu ermöglichen.

Merge-Konflikte entstehen, wenn soziale Gruppen mit unterschiedlichen Werten und Zielvorstellungen aufeinandertreffen – etwa dann, wenn es um die Zukunft Europas geht: Die Einen streben Integration und Offenheit an, die Anderen Sicherheit durch Abgrenzung. Wenn dabei keine gemeinsame Version gefunden wird, droht ein Hard Fork – ein Bruch, bei dem sich Teile der Gesellschaft abspalten und inkompatible Systeme pflegen. Genau das gilt es zu vermeiden.

Manchmal treten Race Conditions auf, wenn unser Drang nach Freiheit mit unserem Bedürfnis nach Sicherheit kollidiert. Copy & Paste unser selbst geht nicht. Wir müssen Prioritäten setzen.

Oft reicht ein schneller Hotfix – ein kleiner, gezielter Eingriff in den Code – aus, um mit neuen Situationen umzugehen. Manchmal wird ein größeres Update ausgerollt, nachdem eine tiefgreifende Erkenntnis gewonnen wurde. Und gelegentlich müssen wir uns komplett refaktorisieren – unsere bestehende Struktur aufbrechen, Routinen verwerfen und unser System neu ordnen –, wenn sich unsere Ziele grundlegend ändern. Dies habe ich selbst erlebt, als ich mich nach meinem Wirtschaftsstudium entschied, in die Physik zu wechseln. Ich habe meine Code-Basis geforkt: Solide Funk-

tionen nahm ich als Boilerplate – als wiederverwendbare Grundstruktur – mit, doch ich bedurfte ganz neuer Applikationen. So entstand ein neuer Branch mit großem Potenzial und viel entwicklerischer Freiheit.

Unser Quelltext ist nicht durch Version 1.0 festgelegt. Es sind die Commits unserer Familie, die Patches unserer Mentoren, die Push Requests unserer Freunde – und die Libraries, die wir von der Gesellschaft übernehmen oder verwerfen –, die unseren aktuellen Branch formen.

Was wir committen, ist offen – und der nächste Fork wartet vielleicht schon in der nächsten Zeile. Es gibt kein Handbuch. Wir debuggen uns durch, backtracen unsere Entscheidungen, durchsuchen unsere Logfiles und berichten unsere Kernel Panics gelegentlich einer vertrauten Badeente.

Wir sind nie feature complete. Selbst wenn es einen Final Release gibt, existiert keine klare Roadmap, die uns dorthin führt. Gerade diese Unsicherheit ist unser größter Antrieb: Wir haben die Freiheit und Eigenverantwortung zu entscheiden, welchen Code wir in die Welt committen und ob wir ein freies und offenes Repository hinterlassen, das weit über uns hinauswächst. Darin zeigt sich die Stärke einer freien, selbstbestimmten Gesellschaft.



Kay Lehnert

promoviert im Bereich Theoretical Physics an der Maynooth University und ist in der Promotionsförderung der FNF.

kb.lehnert@gmail.com

Impressum

Ausgabe #88

Home is where the Heart is

Der Freiraum wird herausgegeben vom Verband der Stipendiaten und Altstipendiaten der Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit (VSA) e.V. Der Bezugspreis für den Freiraum ist im Mitgliedsbeitrag enthalten. Für die Inhalte der Beiträge und die in ihnen geäußerten Meinungen sind die jeweiligen Autor:innen verantwortlich.

Für die Inhalte externer Materialien wie Internetseiten übernimmt die Redaktion keine Haftung. Der:die Autor:in erklärt mit dem Einreichen von Bildmaterial die Rechte zum Abdruck des eingereichten Bildmaterials zu besitzen.

Chefredaktion

Anthea Wendland (V.i.S.d.P.)

Layout

Ilona Jot Jakubczyk

Ressortleitung

Lev Tarasyuk / **Schwerpunkt**

Pia Mummenthaler / **Schwerpunkt**

Mirella Kleindienst / **Interview**

Tim Lempfer / **Forschung**

Basundhara Maji / **Stipendiat:innenleben**

Noel Lippold / **Rezensionen & Frei heraus**

Natalie Pfaff / **Portrait**

Franciska Buth / **Creative Development**

Druck

Offset Printing House KOPA

Industrijos str. 12, LT-54469

Biruliškės Litauen

Anzeige

Arzu Dagci (V.i.S.d.P.)

Kontakt: info@vsa-freiheit.com

Zweitkorrektur

Mika Schlegel (Organisation), Gesine Domröse, David Lucas,

Sophie-Marie Hornburg, Marlene Dietrich, Dorothea Meyer,

Frida Maecker, Amelie Gessler, Vera von Kopylow, Lilli Klein

Herausgeber

VSA e.V.

Reinhardtstr. 12/14

10117 Berlin

Endkorrektur

Sibylla Elsing (Organisation), Florian Busch, Johanna Ebel

Tel.: 030 / 33 02 44 - 05, Fax: - 07

E-Mail: info@vsa-freiheit.org

Sitz: Berlin

Bildquellen

Cover: Shutterstock (G-Stock Studio)

Autorenbilder: privat

Artikelbilder: privat, Shutterstock (Goinky Production, LightField Studios, vi mart, Master1305, Dasha Petrenko, Berna Namoglu, Anton Vierietin, Summit Art Creations, Julia Mikhaylova)

Amtsgericht Berlin Charlottenburg

(95 VR 9591 Nz)

Kontakt

Kontaktaufnahme mit einzelnen Autor:innen
oder der Redaktion per E-Mail an:

chefredaktion@freiraum.vsa-freiheit.org

Bank

Name: VSA e.V.

Bank: Deutsche Bank

Konto-Nr.: 038135000

BLZ: 10070124

IBAN: DE35 1007 0124 0038 1350 00

BIC: DEUTDEB101

Deine Ideen für die VSA-Fachkreise

Du brennst für ein bestimmtes Thema, hast Lust, dich fachlich zu vernetzen und eigene Impulse einzubringen? Dann ist jetzt der richtige Moment, um aktiv zu werden.

Unsere Fachkreise leben von Menschen wie dir – von Mitgliedern, die Interesse mitbringen und bereit sind, Impulse in die Gruppen zu bringen. Ob Stipendiat:in oder Alumna/Alumnus: Wenn du Lust hast, den Austausch zu stärken, einzelne Veranstaltungen zu organisieren oder als Ansprechperson für andere Interessierte sichtbar zu sein, freuen wir uns auf dich.

- Du kannst digitale oder analoge Veranstaltungen initiieren. Auch ein einzelner Impuls, eine gute Idee oder eine einmalige Aktion sind willkommen.
- Der VSA unterstützt dich organisatorisch, finanziell und mit einem starken Netzwerk im Hintergrund.
- Du kannst auch entscheiden, Koordinator:in zu sein und als Anlaufstelle für Interessierte deines Fachkreises zu dienen. Dabei entscheidest du selbst, wie aktiv du dich einbringen möchtest.

Für diese Fachkreise suchen wir aktuell Koordinator:innen:

- Internationales
- Entrepreneurs
- Consulting
- MINT
- Wirtschaftspolitik
- Gesundheit

Was du vom Engagement in den Fachkreisen hast:

- Du bringst deine Themen in einem lebendigen, ideenreichen Umfeld zur Geltung.
- Du vernetzt dich mit spannenden Persönlichkeiten innerhalb und außerhalb des VSA.
- Du bist Teil eines aktiven Netzwerks – mit Zugang zu besonderen Veranstaltungen und neuen Perspektiven.

Wichtig zu wissen:

Dein Engagement muss kein großer Zeitfresser sein. Es geht nicht darum, einen Fachkreis alleine zu stemmen – schon mit kleinen Schritten kannst du viel bewirken.

Neugierig geworden?

Dann melde dich gerne unter info@vsa-freiheit.org – wir freuen uns darauf, gemeinsam mit dir neue Ideen in unserem Netzwerk umzusetzen!



VERBAND DER STIPENDIATEN UND ALTSTIPENDIATEN (VSA)
DER FRIEDRICH-NAUMANN-STIFTUNG FÜR DIE FREIHEIT E.V.

info@vsa-freiheit.org

Tel.: 030 33 02 4405

Für die Unterstützung und partnerschaftliche Zusammenarbeit danken wir insbesondere



BERNSTEIN
GROUP

